literatur

konkret

Nr. 18, 1993/94
DM 7,80

1993

Thomas Ahrert
Gunter Blank
Ralf Blendowske
Joachim Bruhn
Walter Delabar
Christel Dormagen
Jürgen Elsässer
Boris Gründahl
Michael Habn
Susanne Heim
Kurt Hübner
Günther Jacob
Hermann Kant
Ernst Köhler
Brigitte Kronauer
Robert Kurz
Ernst Loboff
Thomas Neumann
Jan Philipp Reemtsma
Christian Schmidt
Johanna Stuhlmann
Ingrid Strobl
Norbert Trenkle
Klaus Völker
Klaus Walter
Gabriela Wallerspiel
Helge Weiss

»Was ich nicht gern sehe: Wenn in einer Kritik steht: Die Farbe meines Hutes sei zu dunkelblau und wäre besser hellblau, wenn die Farbe meines Hutes gelb ist.«
Bertolt Brecht

in Literatur konkret 1993

Wie editiert man einen Dschungel? von Klaus Völker
Anmerkungen zur Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe der Werke Bertolt Brechts

Gruppenexperiment von Thomas Neumann
»Wir leben als Volk in einem nationalen Existenzkampf« - Zitate aus dem Literaturstreit der DDR

Ice Bert Baby von Klaus Walter
Was hat HipHop mit Brechts Realismus-Theorie zu tun?

Out Of Control von Robert Kurz
Jahrmarkt der Tugenden»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Die Elster der Minerva von Johanna W. Stahlmann
Jahrmarkt der Tugenden»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Wo's Weihrauch braucht, da stinkt's von Ernst Lohoff
Jahrmarkt der Tugenden»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Das böse Volk der »guten Leute« von Brigitte Kronauer
Rezensionen

Kriege und Abenteuer von Jan Philipp Reemtsma
Rezensionen

Apologetische Hüte von Norbert Trenkle
Rezension

Aus nichts wird nichts von Thomas Atzert
Rezension

Nolte plus Himmler von Jürgen Elsässer
Rezension

Deutsche Frauen, gleichgeschaltet von Gabriela Walterspiel
Rezensionen

Entscheidung für den Völkermord von Susanne Heim
Rezension

Ganz normale Männer von Ingrid Strobl
Rezension

Das heilige Geld von Robert Kurz
Rezension

Links von der KPD von Joachim Bruhn
Rezension

Mitten im Leben ... von Walter Delabar
Rezension

1932 ahead von Ralf Blendowske
Rezensionen

Krise und Neubeginn von Kurt Hübner
Rezensionen

Unhappily happy von Gunter Blank
Rezension

Kurzschluß von Günther Jacob
Rezensionen

Zeitgeist-Voyeurismus von Michael Hahn
Rezension

»Marokko!« von Heipe Weiss
Rezension

T. und G. von Hermann Kant
Rezension

Heilige zum An- und Abgewöhnen von Christel Dormagen
Rezensionen

Phantom Engholm von Christian Schmidt
Rezension

Fahrradtour von Boris Gröndahl
Rezensionen

Schema F von Ernst Köhler
Rezension

Literatur-Konkret 1993, S. 4

Klaus Völker

Wie editiert man einen Dschungel?

Anmerkungen zur Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe der Werke Bertolt Brechts

Mit den Bänden *2* und *3* der theoretischen Schriften Brechts aus den Jahren *1933-1956* liegen demnächst insgesamt zwanzig der vorgesehenen dreißig Bände der neuen Brecht-Edition vor, die *1988* zum *90.* Geburtstag des Dichters als *Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe zu* erscheinen begann und die von einem vierköpfigen Herausgeberteam und einem guten Dutzend weiterer Mitarbeiter bis *1992* abgeschlossen auf den Markt gebracht werden sollte.

Ein dringendes Desiderat war diese neue Ausgabe nicht gerade, aber aus der Sicht der Brecht-Philologie war es eben an der Zeit, der unübersichtlich gewordenen Flut von Nachtrags- und Materialbänden ein Ende zu bereiten und dem gegenwärtigen Standard der Brecht-Forschung eine angemessene Textausgabe an die Hand zu geben, die zwar immer noch keine historisch-kritische sein kann, aber doch annähernd die Qualifikation einer solchen besitzen soll. Zudem war es vor fünf Jahren eine kleine kulturpolitische Sensation, daß eine Einigung der verschiedenen Verlage, Institutionen und Erben erzielt werden konnte, die eine gemeinsame, textidentische Brecht-Ausgabe für beide deutsche Staaten möglich machte.

Zwar dürften der Verkauf der Bände und die Finanzierung des Unternehmens sich inzwischen um einiges schwieriger gestalten, die vollständige Erschließung aller bisher noch unpublizierten Materialien, die Auswertung von Notizbüchern und Arbeitsprotokollen der Mitarbeiter Brechts ist dafür aber leichter geworden. Außerdem entfällt nun auch das Problem der Rücksichtnahme auf politische Empfindlichkeiten bei der Kommentierung bestimmter Fakten und Namen, die in der DDR eher nicht erwähnt werden konnten.

Das entscheidende editorische Merkmal der für längere Zeit wohl verbindlichen Gesamtausgabe ist der »Eingriff« in den offenen Versuchs-Charakter des Brechtschen Werks, den die Einigung auf ein editorisches Konzept, das Texte festschreibt, und die Prinzipien der Kommentierung bedingen. Brecht wollte sein Werk stets »in Fluß« halten, den jeweiligen gesellschaftlichen Gegebenheiten und Notwendigkeiten anpassen. In der Regel war für ihn ein Text nur gut, der sich auch ändern ließ. Er hinterließ keine Anweisungen für Ausgaben »letzter Hand«. Die passende Edition im Fall dieses Autors wäre also eine, die den Prozeß der Entstehung sichtbar macht. Erkennbar würde auf diese Weise auch, wie stark das Oeuvre Brechts die Produktion einer kollektiven Schreibwerkstatt ist. Es ist müßig, wie das neuerdings von einigen Brecht-Forschern verlangt wird, die jetzt ihr Hauptinteresse auf Ruth Berlau und Margarete Steffin richten, die Wortanteile sämtlicher Mitarbeiter genau zu ermitteln und die philologische Bemühung auf urheberrechtliche Fragen zu reduzieren. Entscheidend ist doch, daß das Ergebnis kollektiver Arbeit »funktioniert« und Wirkung gehabt hat. Auch wenn viele Texte nicht von Brecht sind, macht es Sinn und Spaß, sie in der Benutzung durch Brecht angewendet zu sehen. In der Verpackung freilich von »gesammelten Werken« verlieren viele verwendete Texte, Zitate und Bilder ihren Charakter als »Dokumente«. Ein Buch wie die *Kriegsfibel* beispielsweise ist in seiner Eigenart innerhalb von gesammelten Werken nicht darstellbar, die ebenfalls abgedruckten Bildseiten sind hier nur noch »Belege«, Verse und Fotos bilden keine operative Einheit mehr. Konsequenterweise hätte man auch den Band *Theaterarbeit* mit den Bildern und Figurinen der Inszenierungen drucken müssen; hier wurden die Texte aber streng nach Gattungen und Werkzugehörigkeit behandelt. Man darf wohl nicht so genau nach den editorischen Richtlinien fragen, entscheidend wird nach Fertigstellung der Ausgabe sein, daß ein Register das leichte Auffinden der Texte ermöglicht und immer auf die entsprechenden Verwendungszusammenhänge verwiesen wird.

Ein verbindlicher Editionsbericht, in dem Rechenschaft über die Anlage der gesamten Ausgabe gegeben wird, ist erst für den abschließenden Band 30 in Aussicht gestellt. Statt einer offensiven Strategie legt man es offensichtlich auf eine defensive Verteidigungsschrift an, in der nachträglich das gerechtfertigt werden wird, was man bei Beginn der Ausgabe noch nicht so richtig bedacht hat. Vorläufig haben sich die Herausgeber auf folgende editorische Anmerkung beschränkt:

Die Edition basiert auf den zu Lebzeiten Brechts publizierten Texten und auf dem Nachlaß im Bertolt-Brecht-Archiv der Akademie der Künste zu Berlin. Innerhalb der Gruppierungen nach Gattungen sind die Werke in der Chronologie ihrer Entstehung angeordnet. Bei Stücken und Romanen werden die Fragmente gesondert behandelt; innerhalb der Gedichte und der Prosa wird zwischen Sammlungen und Einzeltexten unterschieden; bei den Schriften sind die Texte zu Stücken und die Theatermodelle jeweils in einem gesonderten Band versammelt.

Die Ausgabe enthält grundsätzlich die autorisierten und wirksam gewordenen Erstdrucke oder geht bei postum erschienenen Werken auf die Texte aus dem Nachlaß zurück. Ohne die Normen einer historisch-kritischen Ausgabe anzustreben, dokumentiert sie gegebenenfalls durch Varianten und Druck mehrerer Fassungen Hauptstufen der weiteren Umformung eines Werkes. Diese erscheinen jeweils im Anschluß an die frühe Fassung...

Die Editionsprinzipien werden entgegen dieser Ankündigung von den einzelnen Bearbeitern jedoch im Detail ganz unterschiedlich gehandhabt, so daß auch in dieser Ausgabe einige Überschneidungen von Texten, Mehrfachabdrucke und ungeklärte Zuordnungen nicht zu vermeiden gewesen sind. So mancher Ballast aus dem Brechtschen Bearbeitungsdschungel hätte abgeworfen werden können. Wenn man aber schon die Reihe der Bühnenbearbeitungen für das Berliner Ensemble, wie *Pauken und Trompeten* und *Don Juan,* wo Brecht lediglich ein paar Korrekturen angebracht und allenfalls ein Liedchen eingefügt hat (das sowieso innerhalb der Abteilung der Gedichte seinen Platz bekam), noch um die Gerhardt-Hauptmann-Bearbeitung *Biberpelz und Roter Hahn* erweitert, hätte es doch nahegelegen, auch das größtenteils von Elisabeth Hauptmann verfaßte, von Brecht mit Songs und Sentenzen reichlich ausgestattete und bei der Uraufführung namentlich mitverantwortete Stück *Happy End* aufzunehmen. Der Druck des Stücks in einem Buch mit Texten von Elisabeth Hauptmann kann da kein Hinderungsgrund sein, schließlich werden ja so manche anderswo leicht zugänglichen Fremd-Texte mitgeliefert, um die kleine Zutat oder den Strich des Meisters als originelle schöpferische Leistung würdigen zu können.

Jürgen Schebera präsentiert in dem von ihm verantworteten Band *2* der Stücke mit *Leben Eduards des Zweiten von England, Mann ist Mann, Die Dreigroschenoper* und *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* als Novität im Rahmen der Werke Brechts das Songspiel *Mahagonny.* Eine Songabfolge wird hier zum Stück erklärt (was nur eine Bühnendarbietung leisten kann), es sind aber lediglich die »Gesangstexte«, wie sie 1927 anläßlich der Uraufführung von der Universal-Edition publiziert wurden. Darüber hinaus gibt es kein authentisches Material von Brecht zu diesem »kleinen« *Mahagonny,* die 1963 von David Drew rekonstruierte Version des Spiels basiert ausschließlich auf Anweisungen von Kurt Weill. Was soll also der Abdruck einer Song-Gruppe ohne jede szenische Angaben im Zusammenhang der Stücke? Man hätte allenfalls diese Gesangstexte als Anhang zum Stück *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* drucken können, soweit sie nicht zwangsläufig, da sie großenteils auch zur *Hauspostille* gehören, in den Gedichtbänden Aufnahme finden müssen. Man hat sich aber entschlossen, sämtliche Gedichte, soweit sie irgendwie auch einmal für irgendwelche Stücke als Einlagen vorgesehen waren, sowohl im Zusammenhang der Gedichte als auch dem der dramatischen Werke abzudrucken, selbst dann, wenn sie keine textlichen Varianten aufweisen.

Auch hätte man beim Start der Edition wohl eher mehr als einen Gedanken auf die Frage verschwenden sollen, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, zusammen mit den Stücken auch jeweils Brechts Anmerkungen zu den Stücken zu bringen, statt dafür einen separaten Band innerhalb der Abteilung der Schriften zu bemühen, was die Kommentierung wesentlich vereinfacht, jedenfalls verknappt hätte. Bei einer Unternehmung wie der vorliegenden wäre es grundsätzlich praktischer und für den Benutzer am Ende jedenfalls auch übersichtlicher, man hätte erst einmal die Textbände erstellt und zum Schluß eine koordinierte Kommentierung erarbeitet.

Ein besonders krasses Beispiel für das unnötige Wiederholen von bereits behandelten Texten und Fakten ist der Abdruck der Abteilung *Die Songs der Dreigroschenoper* innerhalb der Gedichte, die zugleich alle im Band der Stücke, der *Die Dreigroschenoper* enthält, zu finden sind, entweder im Stück selbst, als Anhang zum Stückabdruck oder innerhalb des Kommentarteils. Um auch dem möglichen Einwand, daß die Reihenfolge der Songs (in dem damals gewiß nur aus kommerziellen Erwägungen veranstalteten Separatdruck der Hits des großen Bühnenerfolgs) einen Markstein in der Wirkungsgeschichte des Werks darstellen könnte, Genüge zu tun, hätte man einfach im Kommentarteil das Inhaltsverzeichnis der Buchausgabe abdrucken können. jeder Sachbearbeiter hat eben an die möglichst abgerundete Präsentation seines Bandes gedacht, das definitive Erscheinungsbild der gesamten Ausgabe vermag sich ein vierköpfiges Herausgeberteam kaum vorzustellen.

Es ist auch möglich, daß zwei Herausgebern per Verständigung der gleiche Fehler unterläuft: Sowohl Jürgen Schebera (Band *2* der Stücke) als auch Jan Knopf (Band 1 der Gedichte) merken ausdrücklich an, daß der Titel des *Salomo-Songs* der *Dreigroschenoper*-Fassung von 1931 für die Malik-Ausgabe von 1938*,* beziehungsweise für die späteren Drucke in *Salomon-Song geän*dert wurde. Nun heißt das Lied aber schon in der gedruckten Textbuch-Fassung von 1928 *Salomon-Song.* Sehr genau werden sich beide Editoren diese Fassung nicht angesehen, sie werden sie wahrscheinlich sogar übersehen haben. Nicht die *Versuche*-Veröffentlichung von 1931 hätte nämlich als Textgrundlage für den Abdruck in der Ausgabe genommen werden müssen, sondern der Erstdruck der Universal-Edition von *1928,* bei dem es sich keineswegs um ein hektographiertes Bühnenmanuskript handelt, wie Schebera anmerkt, sondern um ein gedrucktes Bühnentextbuch, das im Handel war. Die Fassung von 1931 ist zwar die bessere und »politischere«, aber es ist eine spätere, erst nach dem Filmdrehbuch zur *Dreigroschenoper* hergestellte*,* deren Stellenwert umso deutlicher hätte gemacht werden können, wenn zuvor die erste, eben die, die Bühnengeschichte gemacht hat, abgedruckt worden wäre.

Im Fall des Stücks *Mann ist Mann* kann man in der neuen Ausgabe nun an Hand von zwei Fassungen Brechts Versuch überprüfen, die ursprünglich positiv gemeinte Aufhebung menschlicher Individualität in der Masse umzuändern in die Darstellung der Selbstaufgabe eines kleinbürgerlichen Individuums im negativ zu bewertenden Kollektiv einer Bande. Unverständlich bleibt, warum ausgerechnet die Keimzelle des Stücks, von Brecht »Urgalgei« genannt, sowie die Entwürfe zu einem Stück *Galgei* und zu *Klamauk,* die ja im Kommentar auch erwähnt sind, nicht in dem Band, der *Mann ist Mann* enthält, abgedruckt sind, sondern den Fragmenten zugerechnet werden, einer Abteilung, in der man sich doch auf

selbständig gebliebene, nicht in andere Projekte eingegangene Entwürfe beschränken sollte. Entwürfe wie *Der böse Baal der* asoziale hätte man bei den Baal-Fassungen, *Die Ware Liebe* bei *Der gute Mensch von Sezuan* und *Galgei* eben bei *Mann ist Mann* belassen müssen. Schließlich erwähnt ja der Herausgeber auch das Manuskript-Konvolut zu *Mann ist Mann,* das Brecht seiner Mitarbeiterin Elisabeth Hauptmann Ende *1925* als Weihnachtsgeschenk überließ, die anschauliche Dokumentation der Arbeit an einem Stück im Laufe eines Jahres, und die enthält eben kein abgeschlossenes Stück, sondern verschiedene Ausgangspunkte für das ständige Weiterarbeiten und Weiterdenken eines Stoffes. Auf einem vorangestellten Blatt dieser Manuskriptmappe notierte Brecht: »Das sind die Hauptmanuskripte des Lustspiels »Mann ist Mann« oder »Galgei« nebst dem viele Jahre vorher geschriebenen »Urgalgeianfang«. Ich schenke es am Ende des Jahres 1925 Beß Hauptmann, die dieses ganze Jahr ohne Lohn mit mir gearbeitet hat. es ist ein schwieriges Stück gewesen, und sogar das Zusammenstellen des Manuskripts aus 20 Pfund Papier war Schwerarbeit ... « Die »Hauptmanuskripte« sind insgesamt 170 Typoskriptblätter, darunter auch drei ausgeführte Galgei-Szenen von *1921/22,* die an die ersten Augsburger Pläne zu diesem Stück anknüpfen. Es gibt wirklich keine stichhaltigen Argumente für die Trennung von Urgalgei und Galgei-Fragment vom Stückkomplex *Mann ist Mann.*

In einer Werkausgabe ist die übersichtliche Anordnung der Texte, die den entstehungsgeschichtlichen Zusammenhang nicht verwischt, am zweckdienlichsten. Denn Brecht bevorzugte mehr auf das »Material« bezogene Mischformen, vor allen Dingen aber die Publikationsform der *Versuche und* der Modellbücher (zu denen die Aufführungsfotos gehören), und auch noch in einem Buch wie den *Kalendergeschichten* mischte er Erzählungen, kleine Parabeln und Gedichte. Warum Jan Knopf, der Herausgeber der Gedichte, so entschieden an den Sammlungen festgehalten hat, ist unbegreiflich. Es geht ja noch an, die von Brecht zu Lebzeiten publizierten Gedichtbände, also *Die Hauspostille, Lieder Gedichte Chöre* und *Svendborger Gedichte,* als Sammlungen zu respektieren, Gedichtgruppen oder Versuchsreihen wie *Studien, Aus dem Lesebuch für Städtebewohner, Buckower Elegien* sollten als solche kenntlich gemacht, ansonsten aber in den Ablauf der möglichst chronologisch anzuordnenden Gedichte eingereiht werden. Für die Leser, die unbedingt wissen möchten, in welche geplante Sammlung ein Gedicht aufgenommen oder aus welcher Sammlung es wieder ausgeschieden wurde, reicht nun wirklich der Abdruck der skizzierten Inhaltsverzeichnisse und Titellisten. Die Genese der Gedichte sichtbar zu machen, ist die vordringlichere Aufgabe einer kritisch-kommentierten Ausgabe.

In den fünf Gedichtbänden ist seiten das wirklich Zusammengehörige beieinander belassen worden. In der Hauspostille (Band 11 der Ausgabe) findet sich das Gedicht *Vom François Villon,* in den Anmerkungen zu diesem Gedicht wird auf eine 12-strophige Urfassung verwiesen, die in Band 13 bei den chronologisch angeordneten Gedichten und Gedichtfragmenten zu finden ist. Die ebenfalls textlich erheblich abweichende Fassung des Erstdrucks des Gedichtes Vom Tod im Wald wiederum druckt Knopf im Kommentarteil zur *Hauspostille*. Die philologisch unergiebige Haarspalterei zwischen Urfassung, Variante und Neufassung schafft nur Unübersichtlichkeit, und im Ergebnis stehen dann poetisch minderwertige Texte im großgedruckten Textteil und gute Gedichte kleingedruckt im Anhang.

Von dem in der *Hauspostille* das Schlußkapitel bildenden Gedicht Gegen Verführung erwähnt Knopf im Kommentar die frühere Fassung *Luzifers Abendlied* von 1918, verzeichnet aber keinerlei bemerkenswerte Textvarianten, auch nicht die den Sinn doch völlig verändernde Korrektur der zweiten Zeile der zweiten Strophe. Ursprünglich schrieb Brecht »Laßt euch nicht betrügen/ Daß Leben wenig ist«. Nur in der Erstausgabe der *Hauspostille* heißt es abweichend: »Laßt euch nicht betrügen! Das Leben wenig ist.« Noch in den Ende Oktober 1926 hergestellten Fahnenabzügen findet sich die erste Lesart. Für diese hat sich Brecht auch wieder 1930 entschieden, als er das Gedicht noch in die Textfassung der Oper *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* für den Druck in den Versuchen hineinnahm. (Auch im Fall der Mahagonny-Oper bringt die Ausgabe entgegen den deklarierten Prinzipien nicht den Erstdruck von 1929, beschert uns durch diese Inkonsequenz aber das in den Gedichten unterschlagene *Abendlied* Luzifers.)

Ist die Lesart der Hauspostille Absicht oder ein Druckfehler? Die jeweiligen Titel Luzifers Abendlied und Gegen Verführung sowie der unterschiedliche Funktionszusammenhang in Oper und Gedichtbuch sind deutliches Signal genug, daß der Unterschied gewollt ist. Während derart subtile Varianten gar nicht erst beachtet werden, glauben die Editoren dem Benutzer die üblichen lexikalischen Auskünfte über Don Juan oder Kain und Abel geben zu müssen: statt Philologie und bibliographischer Findigkeit oft nur Volkshochschule. Viel Platzverschwendung immer für Nebensächliches. So druckt Jan Knopf die Volkslieder parodistisch verulkenden Gedichte für ein »den oberen Zehntausend« zugedachtes Volksbuch Des Knaben Plunderhorn im Textteil jeweils doppelt, sowohl die Fassung von Brecht als auch die seines an diesem Vorhaben beteiligten Jugendfreunds Hanns Otto Münsterer, obwohl die Abweichungen völlig unwesentlich sind, geschweige denn eine poetische Eigenart haben.

Die beiden die »Sammlungen« ergänzenden drei Lyrikbände präsentieren eine Menge sehr schöner und durch Form oder Inhalt höchst überraschender Gedichte, nur sind diese eben eingebettet in ein kunterbuntes Massengrab von Fragmenten, hingeworfenen Einfällen, Übersetzungsversuchen, banalen Pointen und Gefälligkeiten, die nun wirklich nicht als eigenständige Gedichte an Land gezogen werden sollten. Eine bewußt komponierte Sammlung derartiger »Brouillons« könnte ja einen Reiz haben, doch die allzu prätentiöse, nach der vermuteten Entstehungszeit in die Abfolge der Gedichte eingeordnete Aufwertung von Abfällen ergibt nur die Parodie eines historisch-kritischen Brecht-Findbuchs.

Brechts Texteingriffe in die Übersetzungsversuche 'anderer Autoren sind in der Regel, wie die Herausgeber anmerken, »relativ geringfügig«, entscheidend ist der neue Rhythmus, die veränderte Haltung, der Gestus, der gefunden wird. Bei den von K. L. Ammer übernommenen Villon-Übersetzungen sind die Änderungen ebenfalls nur geringfügig, aber immer ist ein Brecht eigener Ton entstanden. Auch die veränderte »Funktion« der Balladen innerhalb der Dreigroschenoper zeugt von einem weiteren Fall geglückter Aneignung.

In den Hauptteil der Gedichte gehört aber kaum die Dokumentation von Brechts Redigierarbeit an dem Liedlein *Gottesvögelchen* von Gorki in der Übersetzung von Ilse Berend-Groa, die er anläßlich der Inszenierung Berthold Viertels für das Berliner Ensemble flüchtig durchsah. Das bisher als »Brechts Rohübersetzung eines nicht identifizierten Gedichts« gedruckte *Regen im Pinienhain* ist mittlerweile korrekt als Übersetzungsversuch von d'Annunzios berühmtem Poem *La pioggia nel pineto* erkannt worden, heißt aber nun *Regen im Kiefernhain*, weil Elisabeth Hauptmann, die den Text wahrscheinlich für eine Übersetzung von Ruth Berlau aus dem Englischen hielt, das im Original vermutete Wort »pine« eher mit »Kiefer« übersetzt hätte. Ob Brecht, wie üblich, nur letzte Hand an die Rohübersetzung gelegt oder die geleistete Vorarbeit kräftig ändernd nachgedichtet hat, ist weder interessant noch ausschlaggebend, Hauptsache, das Ergebnis war hervorragend, und Brecht wußte, daß d'Annunzios Hirtengedichte »kaum untergehen werden«. Diesem Dichter, auf den in Brecht-Kreisen verächtlich herabgesehen wurde und der später in der DDR verfemt war, billigte er »feudale Würde« zu, und er zählte ihn zu den Dichtern, die »nicht gerade auf den Märkten zu finden« wären.

Dankenswerterweise läßt Jan Knopf in den Kommentaren nicht unerwähnt, wie stark andere Autoren, Bearbeiter, Übersetzer und Mitarbeiter jeweils in einen Text von Brecht verwickelt sind. Es wird erkennbar, welch geschickter Plagiator, talentierter Verwerter und Anreger zu produktiver Mitarbeit dieser ungewöhnliche Dichter gewesen ist. Brechts Bedeutung hier auf seinen wahren »Wortanteil« reduzieren zu wollen, hieße, die Eigenart der Texte grundsätzlich zu ignorieren und die wichtigere Frage der Beurteilung der Texte außer Acht zu lassen. Wie viele Werke Brechts sind auch eine Menge der Gedichte »kollektiv« entstandene Arbeiten, denen das herkömmliche Copyright-Denken nicht beikommen kann. Es bleibt eine Leistung Brechts, den Satz »Wer im Wohlstand schwelgt, lebt angenehm« zu dem viel einprägsameren und besser klingenden Vers »Wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm« gemacht zu haben. Dafür verzichte ich gern auf den nachweislich von Brecht allein verfaßten Text »Ich wurde im Frühling empfangen/ So ward ich im Winter geboren«: eine beiläufig aufnotierte Banalität in einem Merkheftchen mit Namen von Schauspielern, Medikamenten, Buchtiteln und Telefonnummern. Zum dadaistischen Spruch mit der Überschrift »Das Signifikante«, die Brecht ebenfalls in diesem Heftchen notiert hat, könnte man den Zweizeiler notfalls aufwerten, solche Funde sollte man aber nicht zu einem Juwel von Gedicht hochstilisieren.

Es ist weder nötig noch sinnvoll, in eine Lese-Ausgabe alle Schnipsel aufzunehmen. So manches lyrische Fragment Brechts ist vollendeter als viele »fertige« Liedchen, aber es bedarf schon einer überzeugenden, auf Qualität bedachten Auswahl. Oder man sollte die Notizhefte einfach nur als Faksimile-Ausgaben veröffentlichen, die das Herausfischen der Perlen dem Leser überlassen, analog zur Veröffentlichung der Skizzenbücher von Malern. In ein Exemplar der 1954 in New York verlegten »Verve«-Nummer 29/30 »A suite of 180 Drawings by Picasso« schrieb Brecht:

Schlau wie man einen Fisch einzieht
Gilt es sich zu vergnügen,
Unmerklich fast, am Bild der Zeit,
Einsam auf schaukelndem Boot
Des eignen Leibs.

Diesen Text nun hätte ich ohne Zögern in die Gedichte aufgenommen, doch möglicherweise haben ihn die Editoren für einen zu vernachlässigenden Entwurf zum Einakter *Der Fischzug* oder zum Prosagedicht *Der Steinfischer* gehalten. Nur die versifizierte Version eines Prosa-Textes *(Kin-jeh über die Liebe)* stellt das von Ruth Berlau überlieferte und bis heute ungedruckte Gedicht *Liebe ist auch eine Produktion* dar, möglicherweise erscheint es noch im Anhang des Bandes, der *Meti* enthalten wird:

Nicht über die fleischlichen Freuden
Spreche ich,
Obgleich über sie viel zu sagen wäre.
Noch über die Verliebtheit,
Über die weniger zu sagen ist.

Mit diesen beiden Erscheinungen käme die Welt aus
Aber die Liebe muß gesondert betrachtet werden,
Da sie eine Produktion ist.

Sie verändert den Liebenden
Und den Geliebten,
Ob in guter oder in schlechter Weise.

Schon von außen
Erscheinen Liebende
Wie Produzierende.

Und zwar solche einer hohen Ordnung.
Sie sind weich, ohne schwach zu sein,
immer auf der Suche nach freundlichen Handlungen
In der Vollendung
Nicht nur zum Geliebten selber.

Den Besten gelingt es,
Ihre Liebe in Einklang zu bringen
Mit anderen Produktionen. So machen sie
Ihre Freundlichkeit zu einer allgemeinen,
Ihre erfinderische Art nützlich für viele
Und unterstützen so
Alles Produktive.

Sehr kühn ist die Entscheidung, die Strichfassung von Gedichten Ingeborg Bachmanns in einem Exemplar von *Die gestundete Zeit,* das die Schauspielerin Käthe Reichel besitzt, als selbständige Gedichte Brechts zu behandeln. Tatsächlich liegen aber in diesem Fall erstaunlich gute, völlig neue Gedichte vor, die sich neben den *Buckower Elegien* unbedingt behaupten können. Da im Anhang zu Band 15 die Gedichte Ingeborg Bachmanns vollständig abgedruckt sind, kann man einmal mehr die Methode des genialen Plagiators Brecht studieren, sich fremde Texte gewinnbringend anzueignen. Brecht verkennt die Eigenart der Gedichte, aber er kritisiert sie nicht. Sie durchaus bewundernd, beweist er seine Hochschätzung, indem er sie für seine Zwecke gebraucht. In einer Notiz aus dem Jahre 1938 bekennt er sich zu diesem genußvoll eklektizistischen Verfahren des Ausschlachtens: »Wenn man Realist ist, muß man Stilen gegenüber large sein, man darf sich nicht festlegen, nicht >den< realistischen Stil proklamieren. Man darf das gutbürgerliche Wort Eklektizismus nicht allzusehr scheuen.«

Mit einem starken Zuwachs an neuen, bisher nicht gedruckten Texten - wie etwa dem soeben zitierten - wartet die Abteilung der Schriften auf. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um keine das Brecht-Bild in entscheidenden Punkten umstürzenden Funde, hinzugekommen sind lediglich zwei abgewandelte Versionen von Thesen, Gedanken und Erläuterungen zum epischen Theater, zur Schauspielkunst, zur Realismusdebatte, zur Kunst der Beobachtung oder zum Zweck des Theaterspielens, Entwürfe und Stichworte zu im *Messingknauf* behandelten Themen, ferner Antworten auf Umfragen, Interview-Antworten, diverse Eintragungen in Notizbücher.

Vor allen Dingen hat Werner Hecht viele Erstdrucke ausfindig machen können, wodurch sich neue Zuordnungen, präzisere Datierungen für bisher in anderem Zusammenhang gedruckte Schriften ergaben. Inzwischen konnten auch die Transkriptionen nur handschriftlich überlieferter Texte überprüft und viele sinnentstellende Fehler korrigiert werden. Die nunmehr konsequent chronologische Anordnung erweist sich als übersichtlicher und Brecht gemäßer als die Einteilung in Stoffkreise, Themenkomplexe, oder als die nie restlos aufgehende Unterscheidung von Schriften zu Literatur, Theater, Kunst, Gesellschaft und Politik.

Auch Werner Hecht entgeht manchmal nicht der Gefahr, den Leser allzu oberlehrerhaft nichtssagend zu bedienen - »der Text weist Charakteristika dichterischer Prosa auf«, oder entbehrliche Lexikon-Auskünfte zu erteilen, wie »Othello: William Shakespeares Tragödie >Othello, the Moor of Venice<« / »eo ipso: (Lat.) eben dadurch, von selbst«. Im Verhältnis zu den früheren Ausgaben bietet die Kommentierung aber präzise Auskünfte über die Hintergründe der Entstehung der Texte und liefert auch den Bezug zu Aufführungen, Literaturdebatten, Polemiken, Fehden, Prozessen, Theater- und Justizskandalen. Bei dem Text *Theatersituation 1917-1927* hat Werner Hecht den Erstdruck im Jahrbuch der Vereinigten Städtischen Bühnen Kiel (1927) übersehen. Der ursprünglich erste Absatz des Textes ist so in den Anhang verbannt worden, weil der um den Anfang gekürzte Abdruck in der Zeitschrift »Der neue Weg« als Textgrundlage gewählt wurde. Bei dem auf Seite 726 erwähnten Autor Balder *Osten* handelt es sich ganz bestimmt um Balder *Olden.*

Trotz der Mängel, die sie hat, und trotz all der Wünsche, die sie nicht erfüllt, ist mit der *Großen Berliner und Frankfurter Ausgabe* ein wesentlicher Fortschritt auf dem Weg zu einer auch für die Brecht-Forschung nutzbaren angemessenen Textausgabe erzielt worden. Das versprochene abschließende Gesamtregister wird dann auch für die »Vernetzung« der Arbeiten Brechts sorgen, so daß die jetzt oft nicht sichtbaren Zusammenhänge hergestellt werden können. Der noch ausstehende »Rest« an zu publizierendem Material wird die veranschlagte Zahl von 30 Bänden gewiß überschreiten. Für die noch zu edierenden Schriften, die Journale, die Filmtexte, Kurzgeschichten und schließlich die Briefe wird man zusätzliche Bände schaffen müssen, auch Nachtragsbände werden folgen, und am Ende wird wieder eine neue Ausgabe zur Debatte stehen.

Klaus Völker ist Rektor der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« in Berlin und Professor für Dramaturgie und Theatergeschichte ebendort. Er hat 1976 die erste große Brecht-Biographie veröffentlicht (bei Hanser) und ist Autor u.a. der Bücher Samuel Beckett in Berlin *(Edition Hentrich) und* Fritz Kortner, Schauspieler und Regisseur *(Neuauflage in diesem Herbst, ebenfalls bei Edition Hentrich). Bei Zweitausendeins hat Völker die Werke von Max Herrmann-Neiße, Boris Vian und Alfred Jarry herausgegeben.*

Kasten »Bertolt Brecht« auf Seite 7

Unveröffentlichtes Redekonzept für die Gedenkfeier am 14.5.1938 in Kopenhagen zum Tode von Carl von Ossietzky

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen, bevor ich ein kurzes Gedicht verlese, eine ebenfalls kurze Geschichte über 0. ins Gedächtnis zurückrufe.

Carl von Ossietzky war Journalist. Das ist ein Beruf, den, wie ich aus der Kopie eines alten russischen Fragebogens ersehe, auch Lenin als den seinen angab. Der Beruf besteht, in einzelnen Fällen von historischem Ausmaß, in der *Übermittlung der Wahrheit.*

Im dritten Jahr seiner Gefangenschaft, die über ihn verhängt wurde, weil er die Wahrheit über den deutschen Militarismus gesagt hatte, hörten wir, daß er wieder der schon abgestumpften Welt die Wahrheit zu übermitteln versucht hatte. Eine Abordnung der Weltpresse besuchte ihn im Konzentrationslager Sonnenburg. Er war umringt von Folterknechten und mußte Jedes Wort überlegen. Er konnte nicht sagen, wie es ihm ging. Aber auf die Frage, was für Bücher man ihm schicken solle, von was sie handeln sollten, was ihn beschäftige, antwortete er, wie es heißt, in militärischem Tonfall: deutsches Mittelalter. Keiner der Anwesenden fragte weiter. Alle hatten verstanden.

Diese Übermittlung der Wahrheit in zwei kurzen Worten, angesichts des Schlächters, scheint mir ohne weiteres den Nobelpreis zu verdienen, sogar mehr, als manches Lebenswerk von riesigem Ausmaß, das in Muße geschrieben wurde und doch wenig oder keine Wahrheit enthält.

Vorabdruck aus Band 22 der Berliner und Frankfurter Ausgabe der Werke Bertolt Brechts, der Mitte November erscheinen wird

Literatur-Konkret 1993, S. 10

Thomas Neumann

Gruppenexperiment

»Wir leben als Volk in einem nationalen Existenzkampf« - Zitate aus dem Literaturstreit der DDR

»Wenn ich auch ein Mann der Prosa bin, so kann ich doch einen toten Seehund mit einer gewissen Melancholie vom Rücken auf den Bauch wenden und meine Gedanken dabei haben.«

Wilhelm Raabe, Deutscher Mondschein

Kürzlich wurde in der »Zeit« Heiner Müller und anderen Schriftstellern der Vorwurf gemacht, die so mühsam erarbeitete Westorientierung aus dem Bewußtsein der BRD drängen und es auf den deutschen Sonderweg zurückholen zu wollen. Die »Zeit« hatte Anlaß, ihrer Phantasie freien Lauf zu geben. Mochte man sich für die Verleumdung, Müller sei in Stasi-Diensten gestanden, nicht bei ihm entschuldigen, so blieb nur, auf den Schelm einen zweiten zu setzen; und dennoch ist die Sache pikant.

Es stimmt ja, daß der Anschluß der DDR die deutsche Fremd- und Selbstbescheidung in den Grenzen von 1945 revidiert hat und der alten BRD ein Reservoir an Nationalismus zugefallen ist. Es stimmt aber nicht, daß dieses Nationalbewußtsein trotz und unter der Herrschaft der SED überlebte. Es wurde unter und dank ihr gefördert, wogegen von Anfang an Schriftsteller opponierten. Gemeint sind Anna Seghers, Bertolt Brecht, Hanns Eisler, der auch ein Schriftsteller war, Arnold Zweig, später Peter Hacks und Heiner Müller, die sächsische Dichterschule und andere mehr, ganz zuletzt noch Ronald M. Schernikau. Sie alle standen oft oder immer an der Seite der SED. Die Angelegenheit ist also kompliziert; zwei Dokumentationen dieses »Literaturstreits« - die Debatten um den *Lukullus* von Brecht/Dessau und um Eislers *Faustus* - geben einen Eindruck, wie kompliziert.

1950, die DDR existierte seit einem Jahr, auf dem II. Deutschen Schriftstellerkongreß, hielt Anna Seghers eine extemporierte Rede, atemlos im Ton, die Sätze brechen oft ab, sie wiederholt sich, will alles auf einmal sagen, und sagt doch nur dies: »Nun komme ich auf das, was mir am Herzen liegt. Es ist unmöglich, daß ein Schriftsteller Arbeit der Aktivisten, die Arbeit unserer MAS (Maschinen-Ausleih-Stationen, T.N.), die grandiose Aufbauarbeit, die in diesem Augenblick in unserer Republik geschieht, schildert - er soll sie schildern, er soll sie so grandios wie möglich schildern -, ohne daß er diesen Gesichtspunkt im Auge behält: er kann nicht abbrechen mit der Vergangenheit. Es gibt keine Zukunft, die nicht an einem Punkt mit der Vergangenheit verwurzelt ist, an einer Wurzel, die den Namen Gegenwart hat. Wir können nicht plötzlich abbrechen, besonders nicht, da eine schriftstellerische Arbeit Zeit braucht, indem wir nun alles auslassen, was unsere Herzen bewegt, indem wir unsere Angehörigen vergessen, welche unter der furchtbaren Seuche des Hitlerfaschismus krepiert sind, und indem wir dann plötzlich, als sei nichts anderes geschehen, uns unserer großen Aufbauarbeit zuwenden.«

Damit ist das Thema des Streits benannt. Das Wort Streit klingt vielleicht euphemistisch, wurden im Ergebnis doch Künstler einem staatlichen Verdikt unterworfen; aber es war einer und ist einer geblieben.

Der von Dessau und Brecht verfaßten Oper *Das Verbär des Lukullus* wurde 1951 »Formalismus« vorgeworfen; 1952/53 war Eisler dieser Kritik ausgesetzt. Er hatte im Aufbau-Verlag das Libretto einer geplanten Oper, *Johann Faustus,* veröffentlicht. Der *Lukullus* konnte nach kleinen Textänderungen ein Jahr später offiziell aufgeführt werden. Die Kritik an Dessaus Musik, zunächst vehement vorgetragen, blieb vordergründig. Schlechter erging es Eisler, dessen Text rundum abgelehnt wurde. Die Musik hat er nicht mehr geschrieben.

Im *Lukullus* wird ein Feldherr in der Unterwelt verurteilt. Er hatte, dafür steht sein Name bis heute, das Leben genossen und seine Umwelt bitter zahlen lassen. Statt mit ihm den Krieg schlechthin, sollte Brecht nur den Angriffskrieg ächten. Er kam der Forderung nach. Der *Faustus* von Eisler war dagegen nicht zu korrigieren. In ihm wird der deutsche Humanismus angeklagt, das einfache Volk verraten zu haben. »Der eigenen Kraft mißtrauend,/ Hab den Herren ich die Hand gegeben./ Gesunken bin ich tiefer als tief,/ Verspielt hab ich mein Leben«, sagt Faust in seiner »Confessio«. Wie soll man aber, bat darauf die SED Eisler zu erklären, das »Neue Deutschland« aufbauen, wenn »statt der vielfältigen Klassenkämpfe« wir nur »die schwarze Nacht der Misere« betrachten und wenn die in »die Zukunft wirkenden Tendenzen« von der Geschichte erdrückt werden? Kann es »Wiedergeburt und nationale Erneuerung« geben, wenn »die real vorhandenen, seit langem kämpfenden Kräfte im deutschen Volk« verleugnet werden? Der Vorwurf gegen Dessau, Brecht und Eisler, formalistischer Kunst anzuhängen, davon jedenfalls nicht ganz frei zu sein, meinte diese Frage.

Der Begriff »Formalismus« hatte in der marxistisch-kommunistischen Diskussion schon lange einen Platz. In den frühen Fünfzigern promovierte die SED ihn in Anlehnung an sowjetische Vorbilder und Empfehlungen aber zum Schlagwort. Auf

der fünften Tagung ihres Zentralkomitees im März 1951 wurde der »Kampf gegen Formalismus« Programm. Hans Lauter, Sekretär für Kulturfragen, trug vor: »Das wichtigste Merkmal des Formalismus besteht darin, daß unter dem Vorwand, etwas »vollkommen Neues« zu entwickeln, ohne an die vorhandenen Traditionen anzuknüpfen, der Widerspruch mit dem klassischen Kulturerbe vollzogen wird, und das führt zur Entwurzelung der nationalen Kultur, das führt zur Zerstörung des Nationalbewußtseins.«

Kommunismus in einem Land, 1951 in vielen, aber längst nicht allen Ländern, das entsprach der historischen Realität. Erst als die Not zur Tugend wurde, avancierte das nationale zum Selbstbewußtsein, und das um so leichter, als seine »Wurzeln«, von denen in anderer Bedeutung auch Anna Seghers sprach, höchst lebendig waren. Der SED kam die Verschiebung recht. Im seinerzeit populären »Kampf« um ein »geeintes Deutschland« gewann sie das in der eigenen Bevölkerung gern gehörte Losungswort.

So weit und ausbaufähig die Dogmatik zur Sache, zu der auch gehört, daß von der deutschen nationalen Geschichte nur das »klassische Erbe«, die große Kunst, unberührt überlebt zu haben schien. Darin war man sich in Ost und West einig, und auch sonst machte weit und breit kein Mensch Goethe oder Beethoven den Vorwurf, sie hätten sich von den Nazis goutieren lassen.

Der Literaturstreit gewinnt seine Bedeutung jedoch nicht, weil er ein Lehrgebäude illustriert, er legt - umgekehrt - tiefere Schichten dieses Gebäudes frei. In jedem Streit wird das Thema erst mit den Kontrahenten relevant, in diesem allein durch sie. Sieht man von denen ab, die gar nichts, bestenfalls einiges nachzusagen hatten, so haben wir eine Runde aus Politbüro und ZK der SED, aus der Akademie der Künste und Freischwebende, als da sind Paul Dessau, Bertolt Brecht und Hanns Eisler, die den Vorwand gaben; Wilhelm Girnus, Alexander Abusch, Paul Wandel, Hans Lauter, Walter Besenbruch, Ernst Hermann Meyer, Fritz Erpenbeck, Kuba, die Kritiker; Arnold Zweig, Walter Felsenstein, Ernst Legal, Hermann Scherchen, Hermann Duncker, die Fürsprecher. Zwischen Kritikern und Fürsprechern Johannes R. Becher und Wilhelm Pieck, den Staatspräsidenten; aus der Ferne, beobachtend, Walter Ulbricht, Anton Ackermann und Otto Grotewohl. Mit Ausnahme von Felsenstein und Legal verbrachten alle Genannten die Jahre 1933 bis 1945 ausschließlich oder häufig in Gefängnissen und KZs der Nazis oder in der Emigration, in Palästina, Frankreich, USA, Mexiko, Sowjetunion, England, Schweiz und andernorts. Es ist in diesen Jahren und danach eine in Fragen der deutschen Nation vergleichbar kompetente Runde nicht oft zusammengekommen. Wovon sie sprachen, war ihnen so präsent, daß sie gar nicht anders konnten, als davon zu sprechen, immer wieder.

In der 1968 erschienenen offiziellen Ulbricht-Biographie, er hat sie autorisiert, wird aus seinem Tagebuch zitiert, darunter folgendes: »Juli 1941, Vortrag an der sowjetischen Militärakademie in Moskau über Hitlerdeutschland und den ideologischen Zustand der deutschen Offiziere und Soldaten: »Ich muß sagen, daß mir noch kein Vortrag so schwer gefallen ist wie dieser, denn ich konnte wohl die imperialistische Ideologie und den Rassenhaß des Faschismus richtig analysieren, aber ich fand keine überzeugenden Argumente, um den Sowjetoffizieren zu erklären, warum die Arbeiterklasse im Land von Marx und Engels, an deren Spitze die Partei Thälmanns stand, nicht imstande gewesen war, die Aktionseinheit der Arbeiter herzustellen und die Widerstandsbewegung, in Deutschland so zu entfalten, daß Hitler den Überfall auf die Sowjetunion nicht hätte wagen können.«

Je weniger sich damals überzeugende Argumente fanden, desto beschwörender wurden jene, mit denen die deutsche Misere im Nachhinein überbrückt werden sollte - und sie beleuchten den Grund der Misere ein weiteres Mal.

Zehn Jahre nach Ulbrichts Tagebucheintrag erklärt gegen den Formalismus Hans Lauter (er hatte die Jahre 1933 bis 1945 in Zuchthaus und Lager überlebt): »Erfordert ist die Wahrung des nationalen Kulturerbes und die Anknüpfung daran, um den Kampf für die Einheit Deutschlands, gegen die Feinde unserer Nation, umso wirksamer führen zu können. ... Im Gegensatz zu den kulturellen Erfolgen der Deutschen Demokratischen Republik hat infolge der nationalen Unterdrückung ... das Kulturleben (Westdeutschlands) ... einen noch nie dagewesenen Tiefstand erreicht. Ich meine seit 1945.«

Wilhelm Girnus, von 1933 bis 1945 ebenfalls in Zuchthaus und KZ, fügt an: »In unserem Kampf gegen die amerikanische Kulturbarbarei und gegen das entscheidende Kettenglied, gegen den Formalismus, steht das Volk so hundertprozentig hinter uns, wie das noch niemals der Fall gewesen ist. Hier zeigt sich, daß der gesunde Nationalstolz des deutschen Volkes absolut nicht gebrochen ist.«

Walter Besenbruch, Redakteur der »Einheit«, zwischen 1932 und 1945 wegen politischer Arbeit mehrfach inhaftiert, hat am *Lukullus* auszusetzen: »Die Absicht des Zerstörens, des Nur-Zerstörens, weg mit den Helden, weg mit den Orden, halte ich für einen Ausdruck dieser linksradikalen Überspitzung der letzten zwanziger Jahre.«

Paul Wandell Minister für Volksbildung, *1933* bis *1945* in der Sowjetunion, möchte Dessaus Musik nicht in der Staatsoper hören, der »repräsentativen Stätte unseres nationalen Seins. ... Ich bitte Sie, zu verstehen, wir leben als Volk in einem nationalen Existenzkampf.«

»Ein Vertreter von IG-Eisenbahn«, sein Name ist nicht überliefert: »Ich muß sagen, diese Musik entspricht nicht unserem Geschmack, denn wir Deutsche lieben ja die harmonische Musik«, wozu Dessau, der gar nichts sagen wollte, dann doch

sagte: »Es ist nicht so, daß ich die Werktätigen hasse, aber ich hasse aus tiefstem Herzen den schlechten Geschmack der Massen. Auch das ist der Grund, daß ich morgen um fünf Uhr im Traktorenwerk Oberschönweide arbeite.« Dort studierte er den Werkschor ein.

Brecht notiert für sich: »Es ist ein großes Unglück unserer Geschichte, daß wir den Aufbau des Neuen leisten müssen, ohne die Niederreißung des Alten geleistet zu haben.« An Anton Ackermann, von 1933 bis 1945 in der Emigration, schreibt er: »Die Hauptsache ist doch, daß unsere Künstler bereit sind, zu ändern und Euch im Kampf um eine große neue Kunst mit voller Hingabe zu unterstützen.«

Noch während der *Lukullus*-Debatte gab Brecht dann Eisler einen Wink, bei der Komposition seines *Faustus zu* bedenken, daß in der Sowjetunion das »Rezitativische« derzeit nicht gern gehört werde, »große Stücke mit lang durchgehaltenen einfachen Themen werden gefordert, wie mir scheint. Nun habe ich mir gedacht, daß Du ... Volkslieder verwenden könntest. ... ich fände es einfach gut, wenn Du einiges um alte Lieder gruppieren könntest, wodurch ziemliche Wärme in die Fabel käme, ohne daß ihre schöne Spaßigkeit draufginge. Herzlich dein alter b«.

Dazu kam es nicht mehr. Im Herbst *1952* schrieb Ernst Fischer in »Sinn und Form«, der *Faustus* war eben erschienen, Eisler habe darin »eine Zentralgestalt der deutschen Misere reproduziert. ... der Teufelspakt der deutschen Nation war mächtiger als die Goethesche Humanität, und so galt es, neue, schmerzliche Erfahrungen in den Faust-Stoff hineinzuarbeiten.«

War die *Lukullus*-Debatte vergleichsweise abstrakt, so traf Eisler ins Schwarze, er traf »Grundfragen unserer nationalen Geschichte«. Alexander Abusch, von 1933 bis 1945 in Frankreich, USA und Mexiko im Exil, schrieb im »Sonntag« und referierte vor der Akademie: »Als im Zweiten Weltkrieg die notwendige deutsche Selbstkritik sich gegen den historischen Irrweg unserer Nation richten mußte, wandten wir uns sofort auch gegen die einseitig unterstellte Darstellung, die deutsche Geschichte sei eine Geschichte der deutschen Misere, in ihrem Ablauf nur ein einzig reaktionärer Vorgang, der zu Hitlers Diktatur als einer unabwendbaren Folge geführt habe. Es ging auch damals schon um den Nachweis: Die deutsche Geschichte, wenn sie auch unglücklich verlief, war, wie die Geschichte jedes anderen Volkes, ein ständiger Kampf zwischen den Kräften des Fortschritts und der Reaktion, also eine Geschichte des Kampfes gegen die Misere. ... Faust war und bleibt die große geistige Figur des einstigen bürgerlich-revolutionären Strebens zur Erkenntnis und Veränderung der Welt. ... Es geht also um Goethe - und um unsere echten patriotischen Traditionen überhaupt, von denen wir nichts preiszugeben bereit sind.« »Warum gab es den Faschismus, die Niederlage«, notiert Eisler an den Rand des Protokolls.

Girnus setzte nach: »So meine ich, daß das Dritte Reich eben deshalb zugrundegegangen ist, weil es Verrat am deutschen Humanismus war, so daß im Untergang des Deutschen Reiches gerade auch der deutsche Humanismus, der deutsche humanistische Geist gesiegt hat.« Eisler notiert am Rand »überlebt hat«.

Girnus ging weiter: »Ich meine, hier kommt bei Hanns Eisler eine Fremdheit gegenüber dem deutschen Volk, gegenüber seiner Geschichte zum Ausdruck. ... Ich glaube, daß Hanns Eisler zu dieser grundfalschen Konzeption gelangt ist, weil er eine falsche, unpatriotische, antipatriotische Konzeption von der deutschen Geschichte hat.« Eisler notiert nichts mehr an den Rand.

Girnus nannte Goethe schließlich *»den* deutschen Nationalhelden«. Eisler formulierte daraufhin in einem Brief, den er aber nie absandte: »Ich teile völlig Deine Einschätzung der Faust-Gestalt. Aber ich möchte darauf hinweisen, daß das bis 1945 in die Realität nicht eingegriffen hat, ging doch die deutsche Intelligenz mit dem »Faust« im Tornister in zwei Weltkriege.«

So wie Eckermann seine Gespräche mit Goethe dergestalt komponierte, daß der am Schluß als eine Emanation Gottes erscheint, was für Eckermann, den Zeugen, von Bedeutung war, so komponierten, um einen Goethe von innen bittend, Eislers Kontrahenten jenen als Kronzeugen der »nationalen Erneuerung«. Es ist also nur billig, in diesem Gespräch ihn wenigstens einmal zu Wort kommen zu lassen.

In einer Rezension neuer Editionen und Kommentare von und über Goethe bemerkte Jürgen Drews vor einigen Wochen in der »Süddeutschen Zeitung«, wieder einmal habe man die von dem Literaturwissenschaftler Albrecht Schöne rekonstruierte Faust-Fassung, genauer die Walpurgisnacht, ausgespart - der alte Wunsch war im Spiel, sich den Girnus-Goethe zu erhalten.

Schöne hatte 1982 diese Rekonstruktion mit einer Bemerkung Goethes über sein Verhältnis zu den Deutschen aus dem Jahre 1808 begonnen. Goethe sagte damals einem Besucher: »Wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen, stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte; ... das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht.« »Es brennt da unten«, beschrieb Goethe seinem Gast die verborgene Welt, »ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will Niemand raten, ihm allzunahe zu kommen. Ich fürchte mich selbst davor.«

Aus vielerlei Rücksichten, eben auch aus Furcht, hat er diesen Sack dann doch nicht geöffnet, sondern seinen Inhalt unter die Paralipomena verstreut, darunter diese Szene:

Trompetenstöße. Blitze, Donner von oben.
Feuersäulen. Rauch, Qualm.
Fels, der daraus hervorragt. Ist der Satan.
Großes Volk umher.

[KNIENDER.]
... und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche
schauen,
So küß' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die
Klauen.

[Mephisto als] ZEREMONIENMEISTER.
Die Klauen! das ist für einmal!
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

[KNIENDER.]
Was fordert denn das Ritual?

ZEREMONIENMEISTER.
Beliebt dem Herrn, den hintern Teil zu küssen!

[KNIEADER.]
Darüber bin ich unverworr'n
ich küsse hinten oder vorn.

[Satan wendet sich.]

Scheint oben deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich unten hier ein Loch,
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet aus dein kolossalen Mund
So wohl kann's nicht im Paradiese riechen,
Und dieser wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunsch hineinzukriechen.

[Atemlose Stille. Dann frenetischer Aufschrei der Menge.]

Was soll ich mehr!

SATAN [richtet sich auf, wendet sich um].

Vasall, du bist erprobt!

Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen!
Und wer des Teufels Arsch so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.

Das Verhör in der Oper. Die Debatte um die Aufführung »Das Verhör des Lukullus« von Bertolt Brecht und Paul Dessau. Herausgegeben und kommentiert von Joachim Lucchesi. Basis Druck 1993, 443 Seiten, 32 Mark

Hans Bunge. Die Debatte um Hanns Eislers »Johann Faustus«. Eine Dokumentation. Herausgegeben vom Brecht-Zentrum Berlin. BasisDruck 1991, 400 Seiten, 28,80 Mark

Thomas Neumann ist verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, »Mittelweg 36«

Literatur-Konkret 1993, S. 14

Klaus Walter

Ice Bert Baby

Was hat HipHop mit Brechts Realismus-Theorie zu tun?

»Es verändert sich die Wirklichkeit; um sie darzustellen, muß die Darstellungsart sich ändern.«

Bertolt Brecht, Über den Realismus

»Der Rock and Roll war vielleicht die erste Form populärer Kultur, die ohne Vorbehalt Eigenschaften des Großstadtlebens feierte, die bis dahin zu den am meisten kritisierten gezählt hatten. Im Rock and Roll wurden die harten und monotonen Klänge des Stadtlebens als Melodie und Rhythmus reproduziert.«

Charlie Gillett, The Sound of the City

Brecht und Pop? Nie war die Frage so sinnlos wie heute. Connie Francis, Dietrich Fischer-Dieskau, Dunja Rajter, Bobby Darin, Wolf Biermann, Günter Noris und sein Gala-Tanzorchester, Udo Lindenberg, Max Greger. Alle haben Brecht-Schlager aufgenommen. Und Brecht als *Schlager Noir*- Scott Walker, Holger Hiller, Marc Almond und die Pet Shop Boys (Matrosen-Gay-Chic); Lou Reed und Ian McCulloch (September); Christina, Tom Waits und Die Haut (Sleaze), The Young Gods (Doors-Expressionismus) usw. Diejenigen, die sich dem politischen Brecht verpflichtet fühlen, sind entweder zu alt oder zu weit entfernt von allem, was noch irgendwie Pop genannt werden kann (Kevin Coyne, Patrick Fitzgerald, Dagmar Krause, Robert Wyatt, Art Bears, Heiner Goebbels usw.). Die üblichen Verdächtigen schließlich bilden allenfalls die Ausnahme von der Regel, die besagt, daß Brecht in der Popmusik keine Bedeutung hat. Als da sind:

· Bowie, der - nachdem er vom Himmel gefallen war - den Baal spielte;

· Hal Wilner, der seinen Lebensunterhalt damit bestreitet, Musiker, die nicht zusammenpassen, Songs von toten Musikern interpretieren zu lassen, zu denen sie nicht passen (Mingus, Monk, Weill);

· Jim Morrison, der mit Brecht soviel gemein hat wie ein gewisser Terry Jacks (»We had joy, we had fun, we had seasons in the sun«) mit Brel, auch wenn Lotte Lenya meint, Kurt Weill hätte den »Alabama Song« der Doors geliebt.

»Karen is dead«, quittierte ein gut aufgelegter Robert Forster bei seinem Frankfurter Konzert im August die Rufe nach »Karen«, einem Alltime-Favorit der Go-Betweens. Die Buchhändlerin Karen himmelte der Teenager Forster an, denn »she helps me find Hemingway, helps me find Genet, helps me find Brekkt, helps me find Chandler, helps me find james joyces, she always makes the right choice«. Klar, in den formativen Jahren setzt man sich die Welt zusammen aus Joyce *und* Hemingway, aus Chandler *und* Genet, und aus Brekkt, Bertolt.

Aber Karen ist tot, Morrison ist tot, und Bowie sucht Remixer. Die Suche nach Brechts Einfluß führt - man hätte es ahnen können - nicht über seine Interpreten zum Ziel.

Glanz und Elend der weißen Brecht-Tradition/Rezeption verkörpern derzeit am ehesten Chumbawamba. Die englische Gruppe hat Brechts zentrale Theorie vom epischen Theater werktreuer und kongenialer in die Gegenwart gedacht/gebracht als irgendwer sonst. Chumbawamba funktionieren als operaistisch-kybernetische linke Popgruppe, die veränderten Realitäten mit veränderten Darstellungsweisen beizukommen sucht. Bilderbuch-brechtisch greifen sie historisches Material auf, um aktuelle Konflikte zu thematisieren. Dabei achten Chumbawamba darauf, daß Fallhöhen heute anderen Gesetzen folgen als vor 30, 60, 90 Jahren. »Historisches Material« heißt hier: Astrid Prolls Interviewäußerung, daß Ulrike Meinhof, hätte sie überlebt, heute eine grüne Bundestagsabgeordnete sein könnte: »Who wants to be a green MP?«

Oder der Fall Jason Donovan. Der Teeniestar der späten Achtziger verklagte die englische Zeitschrift »The Face«, weil diese ihn - seeehr vorsichtig - als schwul geoutet hatte. Donovan bekam zweihunderttausend Pfund »Schmerzensgeld«, Chumbawamba machten eine »Pop against homophobia-Single« draus. Musikalisch wählen Chumbawamba stets die für ckn jeweiligen Gegenstand geeignetste Form. Heute interpretieren sie englische Rebelsongs 1381-1914; morgen rühren sie mit einer rührenden Melodie; übermorgen versuchen sie Britfolk-HipHop. Alles kompetent gespielt, aber immer mit dem Chumbawamba-V-Effekt: wie Brecht von seinen Schauspielern verlangte, zu zeigen, daß sie Schauspieler sind, also nicht in der Rolle aufzugehen. Oder, mit Benjamin: Realistisch ist ein Film, der dem Zuschauer in jedem Moment bewußt macht, daß er sich in einem Film befindet. Also das Gegenteil der Doors-Methode, weshalb deren »Alabama-Song« ein Hit war, weshalb Chumbawamba nie Hits haben werden. Bei aller Achtung für Chumbawamba bleibt der Standard-Einwand »ungroovy«, mit dem ja auch Brecht ewig zu kämpfen hat. Wobei nie geklärt werden wird, ob Brechts Methode ungroovy ist oder ob sie bloß an falscher Umsetzung scheitert. Chumbawamba jedenfalls sind - besonders auf der Bühne - ungroovy. Mit ihrem albernen Elvispuppen-Kaspertheater mobilisieren sie in Nullkommanix sämtliche verfügbaren antipolitischen

und antipädagogischen Affekte. Auf Platte jedoch haben sie sich geöffnet von einer politischen Folkpunkband hin zu einem musikalisch vielseitigen Projekt, dessen Arbeitsweise sich von derjenigen einer HipHop-Gruppe nicht mehr allzu sehr unterscheidet. Womit wir endlich auf die Straße kommen, also zur entscheidenden Frage:

Brecht, how low can you go? Brecht, was hättest du mit einem Sampler angefangen? Was, wenn Brecht schwarz gewesen wäre? Wäre er Boxer geworden, Basketballer, Gangster oder HipHopper?

In seinem grundlegenden Text *Die Straßenszene* vergleicht Brecht das epische Theater mit der Situation nach einem Verkehrsunfall. Augenzeugen stellen den Unfall nach, imitieren, erläutern, erklären: »Der Demonstrierende braucht kein Künstler zu sein. Unser Demonstrant braucht nicht alles, nur einiges von dem Verhalten seiner Personen zu imitieren, eben so viel, daß man ein Bild bekommen kann.«

Für Brecht stellte das epische, rea*listische* Theater nicht mehr bloß eine bürgerliche Erbauungsanstalt dar, sondern ein Instrument im Klassenkampf. Dazu mußte die Fallhöhe zerstört werden, die Identifikation des Publikums mit dem Königs-, Fürsten- oder sonstwie Adligendarsteller. Wo im bürgerlichen Schauspiel kaiserliche Affären prunkvoll aufgeführt wurden, verhandelt das epische Theater das Alltagsleben von Proleten, Kleinbürgern und Gaunern. Die herrschende Klasse wird als unterdrückende Klasse kenntlich gemacht. Mittel und Methoden der Darstellung folgen hierbei einzig und allein dem Zweck. »Realismus« ist für Brecht kein Stil, sondern eine immer wieder neu zu definierende Arbeitsweise: »Wir werden feststellen, daß die sogenannte sensualistische Schreibweise (bei der man alles riechen, schmecken, fühlen kann) nicht ohne weiteres mit der realistischen Schreibweise zu identifizieren ist, sondern wir werden anerkennen, daß es sensualistisch geschriebene Werke gibt, die nicht realistisch, und realistische Werke, die nicht sensualistisch geschrieben sind« (»Über den Realismus«).

Diesen Definitionen von Realismus hält in der gegenwärtigen Popmusik einzig ein Genre stand, dessen Protagonisten höchstwahrscheinlich noch nie etwas von Bertolt Brecht gehört haben. Nur im HipHop wird - auf sehr viele verschiedene Arten - die Realität einer Gesellschaft verhandelt, zu der HipHop selber ebenso gehört wie Reality-TV, Nintendo, Dinosaurier und Tina Turner. Warum?

· HipHop bewegt ungleich größere Textmengen als jede andere populäre Musik;

· HipHop ist selbstrefirentiell, reflektiert seine Herkunft und seine Produktionsweise;

· Rapper *demonstrieren* Szenen des Alltagslebens, wie jener Unfallbeobachter in Brechts *Straßenszene.* Das heißt, sie schlüpfen vorübergehend in Rollen, sprechen in der *Zunge* des von ihnen Dargestellten;

· HipHop operiert mit vorgefundenem Material;

· HipHop arrangiert dieses vorgefundene, gesuchte Material mit der brechtsprichwörtlichen Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums. Ein Sample ist also weniger geistiger, musikalischer Diebstahl, als historischer Querverweis, Respektbezeugung, Rekontextualisierung. Wenn Ice Cube etwa den Backintrack von Grandmaster Flashs epochalem »The Message« eins zu eins übernimmt, ohne Hinzufügungen, ohne Tricks, dann werden kritische weiße Pophörer das vermutlich als ideenlos dreiste Klauerei ablehnen, während - hopefully - schwarze Hörer den Hinweis auf den historischen Vorläufer zu schätzen wissen. Nicht umsonst wird im HipHop seit einiger Zeit die Debatte um die Aufhebung des Urheberrechts geführt, ein Anliegen, mit dem Brecht sympathisiert hätte. Jedenfalls hatte er niemals Hemmungen, bewährte Stoffe wieder/neu zu benutzen, ob Antigone, Julius Cäsar oder Jeanne D'Arc.

Ohne der Geschichte allzuviel Gewalt anzutun, kann man den »Cartoon-Gangster« (Günter Jacob) Ice T. als facettenreichen Wiedergänger Brechtscher Motive lesen. Ice T. veranstaltet sein eigenes, hochmodernes episches Theater mit Ice T. in gleich mehreren Hauptrollen auf verschiedenen Bühnen. 1. Ice T., Rapper; 2. Ice T., Gangster-Rapper, der aus seinem (Cartoon-)Gangsterleben erzählt; 3. Ice T., Schauspieler, der sich selbst, den Cartoongangster spielt; 4. Ice T., Boß der Metalband Body Count, dessen Stück »Copkiller« einen Polizistenmörder *demonstriert,* um nicht zu sagen *dokumentiert;* 5. Ice T., eben noch »Copkiller«, als Coverboy der Zeitschrift »Rolling Stone« - in der Uniform des Los Angeles Police Department; 6. Ice T., Präsentator von »Yol MTV Raps«, der bedeutendsten HipHop-Show; 7. Ice T., der »Yol MTV Raps« wegen angeblicher Zensur öffentlich attackiert; 8. Ice T. privat, der Journalisten in seiner Beverly Hills-Villa (die Hills über South Central) empfangt, die er sich leistet von dem Geld, das er verdient, indem er seinem Feind, dem Weißen, dem Bullen etc. die Knarre vorführt, mit der er ihn erschießen wird. (Yo Iljitsch!)

Ja, Realismus hat mehr als eine Dimension, und seit Brecht sind es nicht weniger geworden.

Rap *spielt* im *Ghetto.* Dies ist nicht mehr als ein Name für den Schauplatz des Rassen- & Klassenkampfes, in dem sich schwarze Ghettobewohner (»Gangster«) und Polizei (»Bullen«) gegenüberstehen. Brecht ließ seine Stücke im Gangstermilieu *spielen, um zu zeigen,* daß die Regeln des Kapitalismus Gangsterregeln sind. Günther Jacob registriert bei der HipHop-Gruppe Geto Boys eine »Selbsstilisierung im Kontext subproletarischer Hustler-Ethik« (»Agit-Pop«). Brecht beutet die Figuren des »Hustlers« und des »Pimp« ambivalent aus: um Glamour abzuschöpfen und zugleich ökonomische Machtverhältnisse zu demonstrieren.

»Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral« - das steht - auf diese oder jene Art - in fast jedem Rap-Text. Und wenn Günther Jacob behauptet, der Gangster bediene sich »rebellischer Rhetorik, um kriminelle Ziele durchzusetzen« (»Agit-Pop«), dann muß er sich fragen lassen, ob diese »kriminellen Ziele« nicht in erster Linie materialistische sind.

In diesem komplizierten, dialektischen Spannungsfeld operiert (und *wird* operiert, so sehr Subjekt ist er natürlich nicht) ein exponierter Rapper wie Ice T. Brecht wäre froh gewesen, hätten sein Theater, seine Lyrik, seine Filme, seine Prosa solche Möglichkeiten des Eingreifens gehabt.

Klaus Walter, Autor und Radio-DJ, lebt in Frankfurt/Main

Literatur-Konkret 1993, S. 18

Robert Kurz

Out Of Control

Jahrmarkt der Tugenden
»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Zbigniew Brzezinski: Out of Control. Global Turmoil on the Eve of the 21st Century, Charles Scribner's Sons 1993, 240 Seiten, 21 Dollar

Zbigniew Brzezinski, ehemaliger US-Sicherheitsberater und Politikprofessor in Washington, gehört nicht (mehr) zu den Jubelpersern des weltdemokratischen Endsiegs. In seinem neuen Buch gibt er ohne weiteres zu, daß nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus keine neue Weltordnung in Sicht sei, sondern das schiere Gegenteil: Wachsender Nationalismus im ehemaligen Ostblock und in Europa, islamischer Fundamentalismus, Verbrecherherrschaft, eine Verschärfung des Nord-Süd-Gegensatzes und soziale Polarisierung in globalem Maßstab führten nach dem Ende der vergleichsweise einfachen Konfliktkonstellation der Blöcke im Kalten Krieg zu einer neuen Unübersichtlichkeit. »Out of control« sei die Welt, und auch Gods own Land nicht im besten Zustand, was Brzezinski mit einer freilich nicht gerade neuen Liste von Defiziten aufrechnet. Abgesehen davon, daß durch die Analyse der verschiedenen Weltmiseren bereits ebensoviele neue Feindbilder durchschimmern, kann der Anflug von Krisenbewußtsein natürlich den Skribenten einer Weltmacht nicht erschüttern. Daß die Marktwirtschaftsdemokratie nach US-Vorbild von nun an bis in Ewigkeit den Rahmen der Weltgesellschaft abgibt, steht für Brzezinski ebenso außer Frage wie das Axiom, daß die USA weiterhin der Leitwolf bleiben müssen.

Zwar steht diesem frommen Wunsch des Autors eigene Erkenntnis entgegen, daß die alte Welt der Nationalstaaten sowohl ökonomisch als auch kulturell in Auflösung begriffen und eine Weltpolitik in der Verkehrsform unabhängiger Souveräne ad absurdum geführt sei. Aber wie der Marxist sich noch stets damit aus Argumentationsnöten winden konnte, daß er das Problem zum »dialektischen Widerspruch« adelte, so behilft sich der Konservative mit dem guten alten »Paradox«. »The Paradox of Global Power« sei es, daß in einer globalisierten Marktwirtschaft eigentlich kein nationalstaatliches Zentrum mehr möglich sei, die USA aber mangels Alternative trotzdem diese Funktion irgendwie wahrnehmen müßten. Etwas matt begründet Brzezinski sein Paradöxchen damit, daß die US-Weltschule eigentlich schon immer eine multinational bzw. multikulturell aufgehobene Nation gewesen und also gerade jetzt erneut dazu prädestiniert sei, dem Rest der Menschheit zu zeigen, wo es langgeht.

Bedauerlicherweise kann die erhabene Aufgabe, eine bisher nicht sichtbare Neue Weltordnung zu installieren, vom zuständigen politischen Weltinstallateur nicht ganz fachgerecht durchgeführt werden, solange das Werk nach dem Vorbild von Los Angeles funktioniert. Mr. Brzezinski, der sein Buch übrigens Jimmy Carter gewidmet hat, begibt sich daher auf die Suche nach philosophischer und ethischer Neufundierung. Die Pflichtübung, den Kommunismus, Totalitarismus usw. als ideologisches Verhängnis des 20. Jahrhunderts abzubügeln (»Coercive Utopia«), wäre nicht weiter bemerkenswert, würde Brzezinski nicht im Unterschied etwa zum teutonischen Utopiekiller Joachim Fest und unter Berufung auf den französischen Historiker Jean-Marie Domenach den Anstand und die Intelligenz besitzen, den Totalitarismus der »Coercive Utopia« jeglicher Couleur als legitimen Abkömmling der westlichen Aufklärung und des westlichen demokratischen Universalismus selbst zu begreifen. Schlußfolgerungen aus dieser Erkenntnis sucht man freilich vergeblich. Die totalitären Staatsdiktaturen in Europa, Asien und anderen Weltteilen als historische Durchsetzungsformen der Marktwirtschaftsdemokratie zu dechiffrieren, liegt Brzezinski fern; und vielleicht kann man diese Einsicht auch von einem Nordamerikaner nicht verlangen. So bleibt es bei einer schwachen Tour durch die moderne Ideengeschichte, in der Utopismus, Faschismus und Kommunismus als bloße Verirrungen des an sich guten westlich-aufklärerischen Geistes erscheinen.

Hätte Brzezinski eine Historisierung der »Coercive Utopia« gewagt, dann wäre er nicht nur darauf gestoßen, daß das totalitäre Moment im subjektlosen Kern der Marktwirtschaft selbst zu suchen und in den fortgeschrittenen Demokratien nur deswegen als manifester Zwang überflüssig geworden ist, weil es (in den USA von Anfang an) verinnerlicht wurde. Er hätte dann auch darauf kommen müssen, daß das Scheitern des Staatssozialismus und der meisten Dritte Welt-Diktaturen identisch mit dem Scheitern der marktwirtschaftsdemokratischen Verwestlichung selbst ist und die beklagten Erscheinungen des Kontrollverlusts die Krise des westlichen Universalismus im ganzen ankündigen. Das aber darf einfach nicht sein, und so beschränkt Brzezinski seine Kritik am Freien Westen darauf, daß dieser als falsche Antithese zum östlichen Totalitarismus die Liberalität zu weit getrieben habe (»Permissive Cornucopia«) und dem Agnostizismus bzw. Werte-Relativismus erlegen sei.

Wie also soll trotz der wachsenden Unmöglichkeit globaler Kontrolle über die Potenzen des verselbständigten Systemprozesses (»The Illusion of Control«) trotzdem eine postmodern geläuterte Kontrolle möglich sein, und wie sollen trotz des unausweichlichen »geopolitischen Vakuums« die ruhmreichen USA weiterhin die Fäden der Welt in der Hand behalten? Brzezinski löst seine »Paradoxien« trotz anregender Teileinsichten einigermaßen unglaubwürdig auf. Indem er sich in die transatlantische »Kommunitarismus«-, Ethik- und Tugenddebatte einklinkt, die auch hierzulande aus allen Geistesritzen quillt, läßt er (unfreiwillig) ein durchaus mörderisches Szenario ahnen.

Es mag zwar der Komik nicht entbehren, Bill Clinton als Jimmy Carter II Seite an Seite mit keinem geringeren als dem Papst gegen die Windmühlen der Permissivität antreten zu sehen**.** Aber dahinter wird etwas durchaus nicht Lustiges erkennbar. Denn nicht die Liberalität des asozialen Marktradikalismus soll letztlich »ethisch« zurückgenommen werden, sondern im Gegenteil die sozialen Ansprüche der Verlierer sind allüberall an die Kandare »moralischer« Spielregeln zu nehmen.

Wenn die Erziehung zur demokratischen Krisentugend unter den ehernen Gesetzen des Marktes erst Bürgerwehren, Blockwarte, Zwangssonntagsschulen für arbeitslose jugendliche, Konzentrationslager für Subversive und andere Gemeinschaftswerke hervorgebracht hat, dann tritt die wehrhafte Marktwirtschaftsdemokratie unverkennbar ihre Reise nach rückwärts an und wird der »Coercive Utopia« zum Verwechseln ähnlich. Muß Salem also wieder brennen?

Literatur-Konkret 1993, S. 19

Johanna W. Stahlmann

Die Elster der Minerva

Jahrmarkt der Tugenden
»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Moral. Erkundungen über einen strapazierten Begriff, 272 Seiten; Treue. Zwischen Vertrauen und Starrsinn, 251 Seiten; Mut. Wiederentdeckung einer persönlichen Kategorie, 274 Seiten; Höflichkeit. Tugend oder schöner Schein, ca. 250 Seiten. Alle herausgegeben von Ruthard Stäblein, Elster Verlag 1993, alle 32 Mark

»Wenn die Erkenntnis ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen. Die Eule der Minerva beginnt erst in der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.«

G.W.F. Hegel

Ein pessimistisches Wort. Ein Abgesang auf eine bereits abgelaufene Entwicklung. Ein Lob der retrospektiven Erkenntnis, die nichts verändern will. Nun: Die »Eule«, die für den Elster-Verlag fliegt, möchte optimistisch klingen, sie malt ein helleres Grau und scheint sich einzubilden, sie flöge in der Morgendämmerung, sie sage etwas Neues, etwas, das der gesellschaftlichen Entwicklung voraus wäre. Bisher drei Monographien über ethische Probleme, über Moral, Treue und Mut, sind erschienen (eine weitere zum Thema Höflichkeit wird die Rezensentin nicht mehr rechtzeitig erreichen), um »eine >minima moralia< für ein richtiges Leben hier und erste elastische Normen für eine künftige Moral probeweise« aufzustellen, kündigt das Editorial an.

Ein illustres Häuflein deutscher und französischer Autoren, vom Philosophen Virilio bis zur Filmerin Dörrie, quält sich unter der Federführung des Herausgebers Ruthard Stäblein mit dem Wohl und Wehe, dem Für und Wider von Moral und Tugend, um eine Renaissance oder Verwirklichung, ein Ins-Recht-Setzen oder eine konstruktive Kritik derselben zu bewirken. Ein breites Spektrum wird geboten: vom Körperkult der 80er Jahre is zu den Vorstellungen von Tapferkeit in der Antike, vom dröhnenden Moralismus eines Botho Strauß (»Ist jeder nur ein Zwischenmensch?«) bis zu den dünnbrettbohrenden Verrechtlichungsphantasien eines Uwe Wesel (»Die Natur mit Rechten ausstatten«). Das Spektrum ist so weit, daß einerseits die Lektüre immer spannend bleibt, man sich andererseits aber fragt, ob die Zusammenstellung nicht gleichermaßen gezwungen und zufällig ist.

Beim ersten Lesen jedenfalls drängt sich der Eindruck der Beliebigkeit auf. von dieser Tugend eines, von jener Tugend ein anderes, da ein bißchen mehr Moral, dort ein bißchen weniger, ganz im Stil der Verkäuferinnenfrage: »Derf's a Breckerl mehr sei?« Die Meinungen sind »wahnsinnig« vielschichtig und offen - man ist ja ideologisch nicht mehr festgelegt, man wählt frei, was man braucht. Wie der moderne Konsument: »Mal kauft er dies, mal kauft er das, je nach Sachlage und persönlichem Geschmack« (Marktforscher Czsallies). jeglicher »kategorische Imperativ« ist da natürlich von Übel, die Moral soll flexibel und angepaßt sein. Der Anti-Dogmatismus, wie er vor allem von Stäblein (in den Editorials), Schmid (über Montaigne) und Rüb (»Der kategorische Relativ«) in Anlehnung an Foucaults Spätwerk zelebriert wird, hat allerdings seinerseits ein krudes Dogma zur Voraussetzung: Es kann und darf nicht mehr um den Anspruch einer fundamentalen gesellschaftlichen Veränderung gehen, sondern nur um eine Verfeinerung der individuellen Moral, um den Schutz des Menschen, der »schlecht und korrumpierbar, fast ein Tier ist« (Stäblein), vor sich selbst.

Schon der erste Schlag geht ins Leere. Man geriert sich als kritischer Geist, der einen angeblich herrschenden Trend anprangert, in dem moralisches Denken verpönt sei und Vorstellungen von einer idealen Gesellschaft gehegt würden - ohne zu bemerken, daß man als blinde Eule der Minerva den objektiven Trend nicht kritisiert, sondern ihm aufsitzt. Im modischen Bewußtsein ist ja gerade nicht die individuelle, sondern die auf allgemeine Interessen bezogene Moral verpönt. Der Zerfall der gesellschaftlichen Zusammenhänge produziert ein wachsendes Desinteresse an den allgemeinen Angelegenheiten und einen Rückzug auf individuelle Reflektiertheit und Tugendhaftigkeit, die »Pflege von Charakter und Körper« (Stäblein), deren Elemente sich jeder Einzelne auf dem Jahrmarkt der Tugenden auswählen kann. Die Einzelnen versuchen, in einem sich auflösenden gesellschaftlichen Zusammenhang ihre persönliche Identität, ihr Selbst zu retten, indem sie das Allgemeine als Sphäre des Bösen ausklammern und in sich selbst nach dem Wahren und Guten suchen. Diese »Technologien des Selbst«, von Foucault euphemistisch unter dem Begriff »Ästhetik der Existenz« gefaßt, haben tatsächlich längst eine enorme gesellschaftliche Verbreitung gefunden; nicht nur bei den ehemaligen Sozialkritikern, die sich nun beim Opernhören und joggen selbstkritisch verwirklichen, sondern auch beim Proleten, der nicht mehr wählt und streikt, sondern gärtnert und daheim Bauernschränke bemalt. Indem Stäblein, Schmid und Rüb Foucault um eine seiner

entscheidenden Prämissen verkürzen, die sich gegen den »Gedanken universeller Notwendigkeiten im menschlichen Dasein« richtet, verkehren sie seine historisch-kritische Fragestellung in ein positives Konzept erneuerter Moral.

Eines nämlich scheint für den Großteil der Autoren selbstverständlich: Moral, freier Wille, Demokratie, abgegrenzte Subjektivität - die Grundillusionen der warenproduzierenden Gesellschaft sind ihnen blinde Voraussetzung und werden damit zu »universellen Notwendigkeiten menschlichen Daseins«. Was im Kantschen kategorischen Imperativ noch als Erkenntnis vorhanden ist, die Tatsache nämlich, daß eine abstrakte Moral einem seinem Wesen nach unmoralischen Lebensprozeß als äußerliches (apriorisches) Prinzip gegenübergestellt ist, daß also hier hehre Ideale wandeln und dort die »Lupusse« der Waren-Produktion miteinander konkurrieren, dieser prozessierende Widerspruch und seine Erkenntnis werden zu einem Brei verrührt, in dem der Geldinteressenmensch moralisch und tugendhaft werden soll, ohne sich als solcher in Frage stellen zu müssen. Der »kategorische Relativ« soll eine Ethik konstituieren, »die nicht auf universalistischen Prinzipien beruht, sondern gleichsam elastisch auf die sich wandelnden historischen Bedingungen eingeht« (Rüb) - eine flexible Ethik für den freien Markt.

Die Moral soll für den Alltag tauglich werden, wobei die Autoren durchaus wissen, daß persönliche Tugendhaftigkeit nicht verallgemeinerbar ist. Die von Foucault untersuchten Stoiker werden plötzlich zum Modell: Auf der einen Seite steht die Masse derer, die in den schmutzigen Vergesellschaftungsprozeß hineintauchen müssen und in ihm aufgehen, auf der anderen Seite stehen moralisch integre, mit der »Sorge um sich selbst« (Foucault) beschäftigte Intellektuelle, die sich wacker raushalten.

Nun wäre ja gegen eine kritische Selbstverwirklichung, die nicht »auf die große Utopie«, den »Sankt-Nimmerleinstag« (Stäblein) wartet, nichts einzuwenden, fände sie eben nicht unter der Prämisse einer strikten Ausblendung von Gesellschaftskritik statt. In der Praxis ist dieses Streben nach einer »ästhetischen« und reflektiert-selbstkritischen Existenz durchaus ein Potential, das sich an der Enge eines vom Geld bestimmten Lebens stoßen muß und radikalisieren kann. Nur ist diese Radikalisierung und Kritik der entscheidende Schritt und von Intellektuellen, die sich nicht nur selbst beweinen, auch theoretisch noch zu leisten.

Der Verzicht auf Gesellschaftskritik schlägt auf die Selbstverwirklichung zurück. Die Beiträge im Band Treue etwa lesen sich als völlig unreflektierte Affirmation kapitalistischer Sexualmoral. Nicht nur, daß die heterosexuelle Monogamie als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird, auch immanent liest sich das Ganze, als habe es die Kritik der bürgerlichen Moral in den 60er und 70er Jahren nicht gegeben. Wüßte man nicht, daß solch rigides Pochen auf Treue deren realen Verfall bereits voraussetzt, könnte es einen wahrlich grausen.

Die »Ästhetik der Existenz« als individuelle Kritik des Selbst ohne jede verallgemeinerte Kritik entpuppt sich so als Affirmation des eigenen Selbst, das meint, sich aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang heraushalten zu können. Ein klassisches Eigentor hat hier Wolfgang Schmid geschossen in seinem Aufsatz über Montaigne »Wohin läufst du in die Irre? Der Essay als Lebensgestaltung«. Er beschreibt Montaigne als modernen Individualisten, der sich zurückzieht und im Schreiben selbst verwirklicht, liest, was er mag, moralisch ist, wie er's braucht, sich ganz so verhält wie die 1993er Modeautorin Donna Tartt oder auch der BWL-Student und die Modedesignerin von nebenan. Kritisch und toll an Montaigne sei, daß er nicht über das Allgemeine spreche, sondern nur von sich selbst, daß er dabei sich selbst reflektiere und kritisiere und so eben die moderne Existenz als solche in Frage stelle. Schmid aber spricht nie von Schmid und dessen Selbstkritik, wie es der Logik seines Aufsatzes entspräche, sondern nur von seinem Helden. Man fühlt sich wie bei einem zweistündigen streng vom Blatt gelesenen Vortrag über Spontaneität.

Gerade der selbstkritische Aspekt geht so verloren in einer Haltung bloß geborgter Autorität, im Voyeurismus eines Filmkonsumenten, der seinen Helden an seiner Statt handeln läßt. Der theoretische Schwachpunkt des Konzepts, das die »Selbstsorge« für subversiv gegenüber der allgemeinen Moral hält, liegt (übrigens schon bei Foucault selbst) im Mangel an Wissen über die Widersprüchlichkeit des Prozesses, in dessen Verlauf privatisierte Selbstsorge und allgemeine Moral zum Gegensatzpaar werden und nicht mehr wie in der klassischen Antike oder auch im Mittelalter eins sind. So ist die private Selbstsorge ein notwendiger Gegenpol, um das gegenüber dem Einzelnen sorglose System der Warenproduktion am Laufen zu halten. Eine Kritik, die sich bloß abstrakt auf die Seite des Einzelnen stellt, konstruiert eine der Objektivität rein gegenübergestellte Subjektivität. Ihre Moralprinzipien können letztlich doch wieder nur die abstrakt-allgemeinen sein, die über diese abstrakte Subjektivität herrschen.

Einige Beiträge der Reihe sind davon allerdings wenigstens teilweise auszunehmen. In den mehr oder weniger feministischen Texten von Nitzschke, Singer und Drolshagen wird das moderne männliche Subjekt gerade in seiner absurden Selbstverwirklichungssucht zerlegt. Bernd Nitzschke demonstriert nicht nur die Spaltung von privat und öffentlich, von weiblicher und männlicher Tugend, er dechiffriert die »schein-autonomen Subjekte, die sich einbilden, unvertauschbar zu sein, ... als Schnittpunkte eines den gesellschaftlichen Betrieb rastlos in Gang haltenden Tausch-Prinzips«. Die privatisierte »Weiblichkeit« entdeckt er als dessen notwendiges Pendant. Mona Singer stellt die Sehnsucht nach festen moralischen Normen in den Kontext einer Welt der Beliebigkeit, Ohnmacht und Komplexität - als ersehnten Halt für die Haltlosen. jedes Ich existiert in Abhängigkeit, das bindungslose Ich ist eine »Illusion der männlichen

Konzeption des Selbst«. Daß sowohl Nitzschke als auch Singer ihre kritischen Ansätze schließlich ins »Verwirklichbare« umbiegen, zeigt, wie schwer es inzwischen geworden ist, die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderung überhaupt nur zu denken.

Singer affirmiert die weibliche Moral der Gastfreundschaft, einer Zuwendung, die zugleich distanziert sei, als bessere Moral und wendet damit einen weiteren Trick an, tote Hunde zu reanimieren. Es wird suggeriert, die Moral müsse eine Renaissance erfahren, weil sie noch niemals korrekt verwirklicht worden sei. Totgesagte leben also länger, wenn man von ihnen behauptet, sie hätten ihre Aufgabe auf Erden noch nicht erfüllt. Die herrschende Moral destruiert die Gesellschaft? Wiedererwecken wir doch die individualistisch-selbstkritische Moral der Stoa. Die unbedingte Treue hat sich als soldatische Tugend in aller Schrecklichkeit gezeigt? Appellieren wir doch an die Treue zu sich selbst. Der Mut hat sich als archaisches Heldentum überlebt? Pflegen wir doch den Alltagsmut des Mannes von der Straße. So lange werden die Moralen und Tugenden gemodelt, bis sie in den Alltagstrott passen und dann auch prompt kaum mehr zu erkennen sind.

Man verstehe mich nicht falsch: Nichts ist einzuwenden gegen Selbstverwirklichung, Selbsterkenntnis, Selbstsorge, Treue zu sich selbst, Verläßlichkeit, Höflichkeit, Mut in Dosen. Derlei Prinzipien lassen sich als praktische und individuelle durchaus nachvollziehen: Sie bilden eine Grundvoraussetzung des Überlebens in der warenproduzierenden Gesellschaft. Wo deren Kritik allerdings vermieden werden soll, werden sie zu bloß »ästhetischen minima moralia« auf einer Spielwiese der Selbstbeweihräucherung. Die Unterordnung unter die Zwänge des Geldes, die Gewaltverhältnisse zwischen »tapferen« Männern und »trotzigen« Frauen reproduzieren sich dort dann ganz von selbst.

Literatur-Konkret 1993, S. 22

Ernst Lohoff

Wo's Weihrauch braucht, da stinkt's

Jahrmarkt der Tugenden
»Die Zeit ist aus den Fugen« - wer renkt sie wieder ein? Sozialwissenschaftler, Politiker und Theologen etwa, die an die gesellschaftsstabilisierende Kraft moralischer Normen glauben? Robert Kurz, Johanna W. Stahlmann und Ernst Lohoff stellen Neuerscheinungen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir des neuen Tugend- und Ethik-Diskurses vor

Lexikon der Wirtschaftsethik, hrsg. v. Georges Enderle, Karl Homann, Martin Honecker, Walter Kerber und Horst Steinmann, Herder 1993, 1382 Seiten, 158 Mark

Als das Nazireich in Scherben fiel und sowohl die deutsche Wehrmacht als auch die dazugehörige Kriegsindustrie heillos sich auflösten, boomte ein Fertigungszweig wie nie zu vor. Vorn Juni 1944 bis zum April 1945 erreichte die Fabrikation von Ritterkreuzen jeden Monat neue Spitzenwerte. Diese Erfahrung läßt sich verallgemeinern. Wann immer ein System bankrott macht und seine Propagandisten statt Konzepte nur noch die Hoffnung auf Wunder und blanken Durchhaltewillen anzubieten haben, erlebt die Beschwörung der Moral eine Hochkonjunktur.

Dieser für die Moralbranche typische antizyklische Konjunkturverlauf läßt sich auch gegenwärtig wieder beobachten. Zu Beginn der 80er Jahre, zu Zeiten der Reaganomics, als eine aberwitzige öffentliche und private Kreditaufnahme einen letzten Höhenflug der kapitalistischen Wirtschaft ermöglichte, war nichts so mega-out wie Bekenntnisse zu Moral und Anstand. Die von den Neokonservativen losgelassene Yuppiegeneration prägte mit Hingabe auf ihren Cocktailpartys phantasievolle spekulationsökonomische Begriffe und Anlageformen wie »Junk Bonds«, »Strawberry flat deals« und »Vanilla Swaps«, niemand wäre hingegen auf die Idee gekommen, einen Terminus wie »ethische Verantwortung« in den Mund zu nehmen. im allgemeinen Klima eines »Bereichere-sich-wer-kann« war für derlei Anachronismen schlicht kein Platz.

Binnen weniger Jahre hat sich diese Situation vollkommen verändert. Unter dem Eindruck von Schuldenbergen, Finanzierungslücken, Börsenkrächen, Massenarbeitslosigkeit und Konjunktureinbrüchen weicht die allgemeine Sektlaune einer Katerstimmung. Mit der einsetzenden Ernüchterung macht ein neuer Nachdenklichkeitsgestus Karriere. In den im weitesten Sinne mit Wirtschaft beschäftigten Kreisen ist Ethik plötzlich in.

Das Grundproblem der derzeit grassierenden Ethikdebatte läßt sich relativ leicht ausmachen. Das bürgerliche Nachdenken über »die Wirtschaft« bewegt sich seit jeher zwischen den Polen Markt und Staat. Seit den Zeiten von Adam Smith und Johann Gottlieb Fichte ringen beharrlich die Verehrer der »selbstheilenden Kräfte des Marktes« mit den Befürwortern politischer Eingriffe, die den Selbstlauf der Marktökonomie modeln wollen. Heute sind erstmals beide Parteien gleichermaßen am Ende. Die deregulierte pure Bereicherungsökonomie der 80er Jahre brachte nicht die erwartete ewige Prosperität, sondern staute nur unübersehbare ökonomisch-soziale Folgelasten auf. Eine Rückkehr zum keynesianischen Credo ist nach dem Kollaps des Realsozialismus und der Krise des Wohlfahrtsstaates aber ebenfalls ausgeschlossen. Eine dritte, jenseits von Staat und Markt zu verortende Auflösung wird damit ebenso notwendig und unabweislich, wie sie gleichzeitig undenkbar ist. Der Rekurs auf die Ethik nun eignet sich bestens dazu, dieses Dilemma zu verwischen und die Frage nach den morschen Grundlagen der marktwirtschaftlichen Ordnung zu vermeiden.

Die Hinwendung zur Ethik hat natürlich auch ihren publizistischen Niederschlag gefunden. In den letzten Jahren überschwemmte die Ethikwelle den Büchermarkt mit einigen Kubikmetern größtenteils fast ungenießbarer Ethik-Literatur. Der katholische Herder-Verlag komplettierte in diesem Jahr das Gesamtunternehmen Ethik mit einem 2160 Kubikzentimeter mächtigen *Lexikon der Wirtschaftsethik.* Wer einen Einstieg und einen Überblick über die Geheimnisse der Wirtschaftsethik finden will, dem kann man dieses Werk durchaus empfehlen. Unter mehr als 200 Stichworten, von Abfallwirtschaft über Konsumverhalten, Nebenwirkungen, Personalpolitik bis Zins, dokumentieren hier mehr als 100 Autoren das gesamte heterogene Spektrum der Ethikdebatte und liefern Verweise auf fast alle relevanten Publikationen in diesem nur schwer abgrenzbaren Bereich. Im *Lexikon der Wirtschaftsethik* ist zwar kein Orientierung bietender theoretischer Faden auszumachen (der fehlt in der Ethikdiskussion auch insgesamt), dafür zeichnet es in aller Deutlichkeit die Fallinie der Debatte nach.

Angesichts der unleugbar verheerenden Wirkungen betriebswirtschaftlicher Vernutzungslogik soll die Beimischung ethischer Momente die Eigenlogik ökonomischer Prozesse domestizieren. Dieses Unterfangen kann allerdings nur funktionieren, wenn »Wirtschaft« und »Ethik« einander kompatibel gemacht werden und sich nicht mehr wie Feuer und Wasser verhalten. Da sich eine solche Metamorphose nicht in der Wirklichkeit bewerkstelligen läßt, machen sich die Herausgeber ersatzweise an den Sichtweisen zu schaffen. Frei nach dem Wahlspruch: Was sich nicht ändern läßt, muß nur anders interpretiert werden, deklarieren sie schon im Vorwort die scharfe Grenze zwischen ethischem und ökonomischem Denken schlicht und einfach weg: »In der wissenschaftlichen Diskussion stoßen zwei gegensätzliche Denkrichtungen hart

aufeinander. Auf der einen Seite wird die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft in modernen Gesellschaften betont, die eine Einwirkung im Sinne ethischer Prinzipien ... nur um den Preis schwerer Fehlsteuerungen mit schlimmen Folgen für die betroffenen Menschen zulasse. Auf der anderen Seite wird die einzigartige Würde der Moral hervorgehoben und ihr absoluter Vorrang vor ökonomischen Gesichtspunkten gefordert, was aber häufig nur ... zu Schuldzuweisungen an die Wirtschaft führt. Die Herausgeber sind der Auffassung, daß der Sache am besten durch Vermeidung dieser entgegengesetzten Auffassungen gedient ist.«

Die einfachste Methode, diese entgegengesetzten Auffassungen zu vermeiden, besteht darin, »Ökonomie und Ethik« einfach als »verwandte Formen der Koordination« zu definieren, wie das Peter Koslowski unter dem Stichwort »ethische Ökonomie« tut. Dieser Kunstgriff klingt allerdings weder besonders plausibel noch werden praktische Implikationen deutlich. Nach der Lektüre von vier Lexikonspalten Seifenblasen drängt sich lediglich eine Schlußfolgerung auf: Wirtschaftsethik hat viel mit Arbeitsethos zu tun, und sie dient der Wachstumsförderung. Oder, um Koslowski selber zu Wort kommen zu lassen: »Zur Steigerung der ethisch-ökonomischen Koordination gehört auch der Einfluß ' den die Ethik und ein hochentwickeltes Arbeitsethos auf dem Weg über die durch höheren Arbeitseinsatz steigenden Skalenerträge der volkswirtschaftlichen Produktion auf die Förderung des Wachstums und der Wohlfahrt einer Volkswirtschaft ausüben.«

Die bedingungslose Apologie der Arbeit, die in diesem Beitrag vorausgesetzt wird, bildet für die Herausgebergruppe wohl überhaupt eines ihrer Essentials. Unter dem Stichwort »Arbeitsethos« jedenfalls schmettert auch Günther Brakelmann die unter Sozialwissenschaftlern eine Zeitlang vieldiskutierte »Krise der Arbeit« kategorisch ab. Für ihn kann es nur um die Neubildung von Arbeitsethos gehen. Eine Kritik an der arbeitsgesellschaftlichen Ordnung verbietet sich ihm von selber, »denn auch die jetzige und kommende Leistungs- und Wirtschaftsgesellschaft kommt ohne ein praktisches, mehrheitlich akzeptiertes Arbeitsethos nicht aus«. Die Enzyklika »Laborem exercens« liefert ihm dafür das philosophisch-theologische Unterfutter: »Der Mensch soll sich die Erde untertan machen, soll sie beherrschen, da er als Abbild Gottes eine Person ist ... Als Person ist der Mensch Subjekt der Arbeit. Als Person arbeitet er und vollzieht die verschiedenen Handlungen, die zum Arbeitsprozeß gehören; unabhängig von ihrem objektiven Inhalt müssen diese alle der Verwirklichung seines Menschseins dienen, der Erfüllung seiner Berufung zum Personsein, die ihm eben aufgrund seines Menschseins eigen ist.«

Der päpstliche Segen trifft mit der Arbeitsgesellschaft die Marktwirtschaft gleich mit. Unter dem Stichwort »Marktversagen« erfahren wir von Karl Homann, daß es zwar tatsächlich gewisse Defizite in der Marktwirtschaft gebe. Sie sollen aber zum einen daraus resultieren, »daß die Verfügungsrechte (noch) nicht so zugewiesen sind, daß alle Kosten und Nutzen bei den Entscheidungssubjekten anfallen (Internalisierung)«, zum anderen seien sie »aber auch solchen Vorstellungen über soziale Gerechtigkeit« anzulasten, »die jenseits des Realisierbaren liegen«. Der erste Gesichtspunkt nimmt die mehrfach breitgetretene Ökosteuerdebatte auf, im zweiten echot die bekannte und beliebte konservative Holzhammerpolemik gegen das »Anspruchsdenken« der Marktwirtschaftsopfer nach.

Der konservativen Schlagseite zum Trotz wurden auch Beiträge in das Wirtschaftsethiklexikon aufgenommen, die quer zur vorherrschenden Marktwirtschaftsapologetik liegen. Sie gehen im Wust der ideologischen Verlautbarungen allerdings unter. Michael Braungart etwa weist in seinem Beitrag zur Abfallwirtschaft auf den »pseudoreligiösen Symbolchrakter« der bisherigen Abfallvermeidungs- und Abfallverwertungstechnik hin und macht deutlich, daß ein ethisches Denken, das das Handeln des einzelnen Konsumenten in den Mittelpunkt rückt, an den realen Problemen vollkommen vorbeigeht. Das hindert seine Mitautoren jedoch nicht daran, in ihren Beiträgen die beschworene ethische Verantwortung an den einzelnen und seine Entscheidungskompetenz konsequent abzuschieben. Im Grunde kann es auch gar nicht anders sein. Wo die im Geld institutionalisierte Selbstzweckhaftigkeit und Eigenlogik des Systems »Wirtschaft« nicht vorkommt oder gar explizit geleugnet wird, muß die wirtschaftliche Ethik unweigerlich bei der persönlichen Moral enden. Was uns Otmar Issing unter dem Stichwort »Geld« erklärt, ist insofern nur folgerichtig: »Die ethische Dimension des Geldes führt ... auf den Menschen selbst zurück. Es liegt an ihm, was er aus und mit dem Geld macht ... Das Geld hat mit anderen Instrumenten wie beispielsweise der Technik gemein, daß sich der Mensch seiner zum Guten wie zum Bösen bedienen kann.« Amen.

Literatur-Konkret 1993, S. 26

Brigitte Kronauer

Das böse Volk der »guten Leute«

Rezensionen

Arthur Machen: Furcht und Schrecken. Aus dem Englischen von Joachim Kalka. Piper 1993, 144 Seiten, 12,90 Mark

»... der einzige Laut in der dunstigen Luft war das Muhen der Kühe; sie waren an scheinend von den Weiden hierher ge wandert, waren durch das Tor in den Hof gekommen und standen schwermütig da, als trauerten sie um ihren toten Herrn.« Der Tote ist ein brutal ermordeter Farmer. Zusammen mit den Kühen aber halten, in einem angelegenen Tal in Wales, auf ihre geduldige Art auch seine Schafe und Pferde Totenwache.

Der Leser, drei Viertel geführt, ein Viertel allein gelassen bei seinen Vermutungen über eine Serie sehr unterschiedlicher Todesfälle zu Luft, zu Wasser und in den Rüstungsfabriken der großen Städte Englands, die der Erzähler zunächst unverständlicherweise, jedoch spannungsfördernd als miteinander verbundene betrachtet, weiß an dieser Stelle noch nichts Präzises über die Zweideutigkeit der grausamen, zugleich rührenden Szene in Arthur Machens 1917 erschienenem Roman *Furcht und Schrecken.* Er empfindet aber, daß sie rätselhafte, ihre Plastizität herausarbeitende Schlagschatten hat, und blättert, nach einigen Seiten schlauer geworden, bewundernd zu ihr zurück.

Der Roman beginnt mit der Erörterung eines merkwürdigen Stockens des Krieges an der Westfront zwischen Oktober 1914 und Juli 1916. Trotz großer Kampfbereitschaft gegen die Deutschen (»Hunnen«) leidet die britische Armee unter Tatenlosigkeit. Gerüchte über mögliche Gründe für diese Lähmung verbinden sich mit denen über die per Pressezensur offiziell geleugneten Einzel- und Massenunfälle, bzw. Morde, diese wiederum mit absurden Hypothesen zur Sabotagetaktik der Deutschen auf der britischen Insel. Wobei der Hauptschachzug des Autors gegenüber dem Leser darin besteht, diesen Teil des 1. Weltkrieges als Parallele und Mitmotiv eines ganz anderen Gefechts, nämlich des Aufstands der Tiere gegen den in seiner spirituellen Würde abgedankten Menschen zu nutzen. Das Resümee: »Sie (die Tiere) haben sich einmal erhoben - sie mögen sich wieder erheben.« Die Phantastik Machens erlaubt sich aggressivere Pointen als etwa 50 Jahre später Marlen Haushofer im thematisch nahen Roman *Die Wand.*

Hier wie dort ist die Parteinahme für die Natur, äußerstenfalls auch gegen die Menschen, zentral und überzeugt durch die Art, wie sie sich materialisiert: Es scheint, als ob Machen wie Haushofer die Fiktion, die dramatische Handlung vor allem benötigen, um ihre Passion, das sind Landschaften, Fauna, Flora, episch zu rechtfertigen.

»Wie ich rings um mich schaute, besonders aber wie ich weit das Tal aufwärts blickte, fühlte ich jene Inkraft und jenen Zauber, wie sie der Landschaft von Wales eigentümlich sind«, schrieb 1874 der unvergleichliche englische Lyriker Gerard Manley Hopkins in sein Tagebuch. Da war der gebürtige, auf seine Abstammung von den keltischen Ureinwohnern pochende Waliser Machen elf Jahre alt und bereits für immer geprägt durch Mythen seiner später von ihm so unwiderstehlich evozierten Heimat, in der Erinnerung und Glauben an die Elfen, nicht als romantische Geisterchen, sondern als dämonisches, den Menschen keineswegs wohlgesonnenes »kleines Volk«, »die alten Teufel«, beschwörend auch »die guten Leute« genannt, noch wach sind. Elfen, Hopkins erwähnt eine theologisch argumentierende Quelle, die sie für »halbgefallene Engel« hält, sind bei Machen von der siegreichen Menschenrasse tief in die Nischen der Erde vertriebene, von späteren Autoren der phantastischen Literatur als Topos übernommene und variierte »Andere«, Inbegriffe einer verdrängten, undomestizierten Seite der Natur, die, ob geleugnet oder nicht, auch innerhalb eines jeden Menschen bis zur potentiellen Bestialität unter der Kulturschicht lauert.

Arthur Machen: Botschafter des B□ sen. Aus dem Englischen von Joachim Kalka. Piper 1993, 176 Seiten, 14,90 Mark

In der eleganten Version der drei *Botschafter des B□ sen, so* der Titel des zweiten (zuerst 1895 erschienenen) der auf sechs Bände geplanten Werkausgabe Machens beim Piper-Verlag - hier sei rasch auf das ausgezeichnete Nachwort Joachim Kalkas im ersten Band hingewiesen -, treiben sie in der Stadt London ihr perfid-genießerisches Verfolgungsspiel und tauchen, unterstützt vorn leitmotivischen Sonnenuntergang, die Straßen und Häuser der Zivilisation in ein betörendes und grausiges, manchmal schwülstiges, aber auch ironisches Licht aus »Blut und Feuer«.

Dabei entstehen Beschreibungen verfallender Gebäude und des städtischen Straßennetzes von solch bengalischem Glanz, daß einige Ungereimtheiten der Konstruktion und Psychologie nicht ins Gewicht fallen. Daß ausgerechnet die Bösen durch ihre Berichte in den artifiziellen Körper Londons auf grandiose Weise die optischen und atmosphärischen Wunder der walisischen Landschaft mit ihren vorgeschichtlichen Dimensionen einschleusen, ist aufreizend, aber gegen den ersten Augenschein logisch. Schönheit und Fäulnis, Illumination und Gestank: Was man flüchtig für Liebhabereien der

Dekadenzliteratur halten könnte, enthüllt sich als Plädoyer für die unbequeme These und Tatsache, daß sich unkastriertes Leben, wenn es welches ist, und Natur überhaupt nur in stets schwer zu ertragender Ambivalenz vollziehen, auch der von Rationalität und Unerklärlichem. Ob er der bisweilen abstrusen Phantastik Machens Gefolgschaft leisten will, muß jeder Leser selbst wissen, aber flößt ein Autor nicht Vertrauen ein, der zur Gegenwart so Treffendes sagt wie dies: »Haben Sie den Leserbrief von dem Mann gelesen, der vorschlug, daß das ganze geheimnisvolle System, der uralte Plan der Berechnung des Osterfeiertags, glatt abgeschafft werden soll, weil es ihm nicht paßt, daß sein Sohn schon am fünfundzwanzigsten März Schulferien hat?« *(Botschafter des B□ sen)*.

Literatur-Konkret 1993, S. 27

Jan Philipp Reemtsma

Kriege und Abenteuer

Rezensionen

Es war im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts europäischer Zeitrechnung, ungefähr zu der Zeit, als Karl von Clausewitz daran zu arbeiten begann, das europäische Wissen vom Kriege in ein philosophisches System zu bringen, ein Unterfangen, das er zwar nicht abschließen konnte, dessen postum veröffentlichtes Ergebnis aber, das Buch *Vom Kriege,* ein Bestseller wurde, als im Südosten von Afrika der Zulu-Häuptling Shaka den Einfall hatte, daß Kriege nicht nur dazu da seien, nach bestimmten Regeln gewonnen zu werden, sondern daß man im Krieg möglichst viele seiner Gegner zu töten habe. Die Folge dieses Einfalls war eine militärische Revolution. Shaka stellte ein Heer von 50.000 Mann auf, verbesserte die Bewaffnung, entwarf taktische Manöver und führte systematischen Drill ein. In Kürze gelang es ihm, Natal zu unterwerfen und weitgehend zu entvölkern.

Shakas Überlegung war in Europa schon länger verbreitet, und hatte auch das Mittelalter wieder gewisse rituelle Elemente in die Kriegführung eingebracht, so vergingen die spätestens im hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich, allerspätestens mit der Niederlage der französischen Ritter bei Azincourt im Hagel der englischen Langbogen - und wer noch einmal die Gelegenheit hat, Kenneth Branaghs Verfilmung von Shakespeares »Heinrich V.« anzusehen (nicht mehr in den Kinos, aber als Video erhältlich), der sollte das tun. Die Ritterheere wurden durch Bogen und Armbrust, die Burgen durch Kanonen bezwungen, und was sich dann im Militärwesen Europas tat, hat nicht nur Weltgeschichte gemacht, sondern ist in gewissem Sinne die Ursache dafür, daß wir überhaupt von Weltgeschichte sprechen. Ohne diese »militärische Revolution«, um den Ausdruck von Michael Roberts zu verwenden, hätte die europäische Expansion nicht gelingen können. Der Historiker Geoffrey Parker hat ein Buch darüber geschrieben, und man sollte es lesen:

Geoffrey Parker: Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500-1800. Campus 1993, 232 Seiten, 29,80 Mark

»Daß die europäischen Staaten auf dem Land und zur See permanent gegeneinander kämpften, hatte sich auf Dauer für sie in einer Weise ausgezahlt, die kaum jemand hätte vorhersehen können. Vor allem dank ihrer militärischen Überlegenheit, die auf den militärischen Revolutionen des 16. und 17. Jahrhunderts beruhte, hatten die westlichen Nationen die erste weltweite Hegemonie der Geschichte erlangt.« So lauten die letzten beiden Sätze von Parkers Buch. Ihnen geht voraus die Untersuchung der Veränderungen im Befestigungswesen als Antwort auf den Einsatz großkalibriger Kanonen, die Ausbreitung des Befestigungswesens in Europa, die Konsequenzen für die Heeresstärken, die logistischen Probleme mit der Versorgung, die Auswirkungen dieser Probleme auf die Staatsfinanzen und so weiter. Nach Jahrhunderten innereuropäischer Kriege hatte sich die Kriegstüchtigkeit der europäischen Länder derart entwickelt, daß sie fast allen anderen Zivilisationen (Ausnahme: Japan**)** überlegen waren. Geoffrey Parker schreibt rein als Militärhistoriker, und darum spricht er eine Frage nicht an, die der Entwicklung der europäischen Mentalität. Man kann ihm das kaum vorhalten, da diese Frage sozusagen nicht »seines Amtes« ist, aber dennoch ist sie für das Verständnis der historischen Karriere Europas von entscheidender Bedeutung: Was für Auswirkungen hatte die militärische Revolution auf die Lebensweise der Europäer, auf ihre Art und Weise, sich und die übrige Welt anzusehen?

An einer Stelle wird diese Frage auch für Parkers Themenstellung relevant, dort nämlich, wo er auf die spanischen Eroberungen in Mittel- und Südamerika zu sprechen kommt. Bei Parker geht das so: »In Südamerika triumphierten die europäischen Kolonisten schnell ... Die großen, zentral organisierten Reiche der Azteken und Inka brachen unter dem Angriff der Spanier so schnell und endgültig zusammen, daß sich in der Geschichte kaum etwas Vergleichbares findet: Das Aztekenreich wurde 1519-1521 von ungefähr 500 Spaniern (mit 14 Kanonen und nur 16 Pferden) unter Hernándo Cortés zerstört; das Inkareich von einer noch kleineren Gruppe von 168 Europäern (mit nur 4 Kanonen und 67 Pferden) unter Francisco Pizarro.« Nun lassen sich diese Eroberungen aber nicht oder doch nur zu geringen Teilen durch die technische Überlegenheit der Spanier erklären, denn sie hatten es mit nach Zehntausenden zählenden Heeren zu tun, die einfach durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit die Spanier selbstverständlich hätten vernichten können, wenn sie dieselbe Art Krieg geführt hätten wie die Spanier.

Die hatten die Idee, die dem Zulu-König Shaka erst kurz vor dem Jahre 1820 gekommen war, daß es im Kriege darauf ankomme, möglichst viele Feinde zu töten, über Generationen hinweg verinnerlicht, sie war Verhaltensroutine geworden, Mentalität. Die Cortés gegenübertretenden Aztekenheere führten einen ganz anderen Krieg. Sie wollten Gefangene machen, um sie zu mästen, ihnen das Herz bei lebendigem Leibe herauszuschneiden und zu opfern, und die Leichen später aufzuessen. Dieser Brauch entsetzte die Spanier. Umgekehrt dürften die Azteken entsetzt gewesen sein, daß die Spanier töteten, um zu töten, und die Toten ungenutzt verrotten ließen. Wir brauchen uns nicht dabei aufzuhalten, welche

Scheußlichkeit wir unsererseits für scheußlicher halten, wichtig ist nur, daß die europäische Art, Krieg zu führen, die erfolgreichere gewesen ist.

Die Geschichte der Eroberung Mexikos ist eine große, spannende Abenteuergeschichte. Der Alexanderzug, die Perserkriege, Hannibal, die Errichtung des Mongolenreiches, Cortés erobert Mexiko - Schwerter und Staub und Blut und Heldentum, Verzagen und Sich-ein-Herz-Fassen, Mord und Brand - alle Knabenträume werden in diesen Geschichten Jugendbuch oder Kino, und es macht Spaß, sie immer wieder zu erzählen. Wir wollen auch Richard Lee Marks nicht verdenken, wenn er eine davon noch einmal erzählen will:

Richard Lee Marks: Der Tod der gefiederten Schlange. Hernán Cortés und die Eroberung des Axtekenreiches. Droemer Knaur 1993, 480 Seiten, 49,80 Mark

Und er erzählt sie recht gut und spannend, nicht unbedingt besser als viele seiner Vorgänger, aber doch. Er möchte aber mehr als bloß eine Geschichte erzählen und uns unterhalten. Hätte er nur das gewollt, wir wären ihm sogar dankbar, daß er uns mit allerlei Gedanken verschont, daß er uns einen Helden vorstellt, Cortés, und nicht allzu detailliert schildert, was normalerweise einen Helden ausmacht, nämlich schlauer, bedenkenloser, schneller und viel grausamer zu sein als alle andern. Ich lese Marks' Geschichte von Cortés gerne, wie ich sie als junge gelesen hätte, weit weg von aller Welt, wie sie ist. Aber der Verfasser soll aufpassen. »Cortés fügte... eine Reihe von Verboten hinzu ... : Kein Spanier durfte je den Namen Gottes schmähen; nicht mit einem andern Spanier streiten... Er durfte keine Frau vergewaltigen, keinen Indianer außerhalb der Schlacht berauben oder verletzen - es sei denn, die Plünderung wurde aus guten Gründen angeordnet. Es war untersagt, befreundete Indianer auf irgendeine Weise zu beleidigen... Die ganze indianische Welt war verwirrt vom hohen moralischen Niveau der für den Feldzug ausgegebenen Verhaltensmaßregeln, obgleich die Praxis zwangsläufig allzu oft anders aussah.« Das Ergebnis kennen wir. Tenochtitlán, die Hauptstadt des Aztekenreiches, schöner (wie die Spanier selber sagten) als alle Städte Europas (und Mittelpunkt einer Menschenschlachterei in Permanenz, wir wollen es nicht vergessen, aber auch nicht, daß zur selben Zeit in Spanien die Scheiterhaufen der Inquisition brannten) - ein Trümmerhaufen, Abertausende von Toten, Versklavten, Vergewaltigten. Was Cortés seinen Truppen eingeschärft hatte, war, Verbündete nicht zu verärgern und Disziplin allgemein. Wer ohne Erlaubnis des Oberkommandierenden plündert, verfolgt den Feind nicht, wer zur falschen Zeit vergewaltigt, ist als Soldat nicht einsatzfähig, wer auf Raub ausgeht, entfernt sich von der Truppe, wer einen Gott schmäht, in dessen Namen Krieg geführt wird, verletzt die Legitimation des ganzen großen Raubzuges.

Wer uns eine schöne und schreckliche Geschichte erzählen will, erzähle gut; wer uns Geschichte lehren will, gewöhne sich bitte alle Naivitäten ab, und Bartolomé des las Casas, den bedeutenden zeitgenössischen Ankläger der spanischen Konquistadoren, nur in einem hastig eingeschobenen Zwischenkapitel (hat der Verlag Skrupel bekommen?) als verdrossenen Spielverderber passieren zu lassen, geht nicht an. Aber wenn Sie, liebe Leserin, die Geschichte noch nicht kennen, dann lesen Sie sie getrost, man wird nicht dümmer durch sie, und wenn Sie klüger werden wollen, dann lesen Sie ein Buch, das es zwar schon länger gibt, das ich aber dennoch hier ausdrücklich empfehlen will und empfehlen muß, wenn ich den Richard Lee Marks besprechen soll:

Tzvetan Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderern. edition suhrkamp, 314 Seiten, 216 Mark

Dieses Buch zeigt Ihnen und lehrt Sie, wie man Geschichte lesen kann wie ein Buch, und doch nie vergißt, was Menschen in dieser Geschichte widerfuhr. (Als Antidot gegen Richard Lee Marks dringend geboten, als Ergänzung zu Geoffrey Parker zu empfehlen.)

Geschichte und große Geschichten. Historische Romane sind Gelegenheiten, den Unterschied vergessen zu machen. Auch das stimmt nicht immer, wenn man an Christoph Martin Wielands *Peregrinus Proteus* denkt - der ist eine Einübung in Distanz, Perspektivik, eine Unterweisung darin, die Bedingtheit des eigenen Urteils zu erkennen. Aber beim Stichwort »Historischer Roman« denken wir doch eher an Felix Dahn als an Wieland. Und es war ja auch ein tolles Ding mit den Gotenkönigen, mit der Pest im Rom belagernden Heer, Cethegus, der »letzte Römer«, wie er die Stadt verteidigt, indem er die Marmorbüsten der Großen auf die Köpfe der Germanen schleudert; am Ende die Schlacht am Vesuv, Cethegus und der schwarze Teja, und: »gönnt dem Gewaltigen sein gewaltig Grab«. Oder früher im Lebenstext Hans Baumanns *Ich zog mit Hannibal* (ein Jugendbuch, ich kann es heute noch guten Gewissens empfehlen), *Persersturm über Hellas*, *Die Pagenverschwörung von Baktra*, eine Alexandergeschichte für 12-14jährige, nicht dumm gemacht. Aber nun bin ich ja doch etwas älter geworden, und Bücher wie Arno Schmidts *Alexander, oder Was ist Wahrheit?* (Stichwort: Perspektive) liegen mir eigentlich näher. Aber vor mir auf dem Schreibtisch liegt Gisbert Haefs Alexanderroman, zweiter Teil. Den ersten habe ich genossen. Ich habe ihn gelesen wie damals die erwähnten Bücher und den Zusammenbruch der Distanz fast wohlig erlebt. Nicht, daß Haefs naiv schriebe, durchaus nicht. Das Ganze ist sehr deutlich konstruiert, am Totenbett des Aristoteles will man »die Wahrheit« über den Aufstieg Makedoniens unter Philipp, Alexanders Sieg über das Reich der

Perser, seinen Zug bis ans anzunehmende Ende der Welt wissen. Im ersten Band erfährt man vieles über Griechenland und heruntergekommene Aristodemokratien (der Verfasser zeichnet einen wunderbar ekligen Demosthenes), Tatkraft und Umsicht makedonischerseits (der Verfasser liebt Alexanders Vater fast zu sehr), und dann haben wir noch klug erfundene und geschickt eingesetzte Nebenfiguren. Der erste Band endet mit der Ermordung Philipps, der zweite beginnt mit dem Krieg Alexanders gegen Persien. Er endet mit dem Tod des Aristoteles und der Enthüllung des Geheimnisses, das hinter der großen Geschichte vom strahlenden Helden Alexander steht. Zugegeben, ich wäre gerne nach der Schlacht bei Gaugamela (deren militärischen Dreh Haefs sehr plausibel macht) immer mitgezogen über Persepolis hinaus nach Indien und durch die Wüste. Und ich hätte gerne erfahren, wie Haefs Alexander, den er als eine fast im klinischen Sinne »multiple Persönlichkeit« darstellt, weiter geschildert hätte. Aber vom ganzen Rest, außer ein wenig Brand in Persepolis und Magie in Babylon, habe ich für meinen Geschmack zu wenig (aber, cave!, ich rede hier durchaus von Geschmack!). Von der Enthüllung dessen, was die ganze Zeit so unsichtbar wie teils erfolgreich, teils vergeblich leitend im Hintergrund gestanden hat, will ich nichts verraten - Haefs schreibt, wie man schon weiß, auch gerne Kriminalromane, und keine schlechten, und so finden wir uns - neben allem andern- auch in einer Spionagegeschichte wieder, und wer würde leugnen, daß Geschichte auch zuweilen die Geschichte von Spionen gewesen ist. Interessante Gedanken zur Manipulation der Weltgeschichte durch Geldentwertung, schließlich Alexander als Vollstrecker eines Orakels, das stärker war als alle Spionage, und da endet der Roman wie so viele historische Romane, die in der Antike spielen, als Prophezeiung des Christentums, das in der Tat nicht so erfolgreich hätte sein können, wenn der östliche Mittelmeerraum nicht zum postalexandrinischen melting pot geworden wäre. Also:

Gisbert Haefs: Alexander. Zweiter Band: Asien. Haffmans 1993, 580 Seiten, 44 Mark

aber bitte nicht ohne den ersten Band lesen!

Die Finanzmanipulationen und die persische und karthagische Spionage im Hintergrund einmal weggelassen - was hätte der Roman verloren ohne seinen Alexander als Vollstrecker einer Bestimmung? Es mangelte ihm dann das heimelig-gruselige Endgefühl, zwar nicht in Gottes Hand, aber eben auch nicht im Würfelbecher des Zufalls untergekommen zu sein. Der Zufall ist die größte Zumutung für den Menschen, wie es scheint, und also hat er auch große Schwierigkeiten als Romancier, als Geschichten- und Geschichtsschreiber, mit ihm umzugehen. Thomas Pakenham versucht das, er versucht das in einem Geschichtsbuch,

Thomas Pakenham: Der kauernde Löwe. Die Kolonialisierung Afrikas 1876-1912. Econ 1993, 832 Seiten, 78 Mark

und er erzählt keine »schöne und große Geschichte«, obwohl viele Geschichten, die uns in entsprechender Beleuchtung schön und groß oder pathetisch schrecklich erscheinen mögen, darin vorkommen, etwa Stanleys Aufstöbern Livingstones »im Herzen Afrikas«, oder etwas aus »dem Lande des Mahdi« (Karl May), oder was Film ward mit Charlton Heston als Charles Gordon in »Khartoum«, oder mit Michael Caine in »Zulu« (da ging es gegen die Heere des Shaka-Nachfolgers Cetshwayo), und über den belgischen Kongo, auf den Joseph Conrad sein *Herz der Finsternis* schrieb, das Francis Coppola zur Vorlage für seinen Vietnamfilm »Apokalypse Now« diente, schreibt Pakenham auch.

Der deutsche Titel des Buches ist blöd. Wer soll denn da der Löwe sein und springen? Der Originaltitel heißt *The Scramble for Africa,* und »scramble« ist der Wettlauf, sicher, aber auch ganz unordentlich. »Scrambled eggs« sind »Rühreier«. Pakenham schreibt ein Buch von über 800 Seiten über 36 Jahre. In diesen 36 Jahren eignet sich Europa den Kontinent Afrika an, und gründlicher als man meist weiß. Der »belgische Kongo« war, bevor er der belgische wurde, Privateigentum des belgischen Königs. Er war da sozusagen Grundstückseigentümer. Im übrigen war er, von den kleinen und mittleren Kaufleuten, den Abenteurern, den Entdeckern und den Philanthropen, die etwas gegen die arabischen Sklavenjagden in West- wie in Ostafrika unternehmen wollten, abgesehen, einer der wenigen, und jedenfalls einer der wenigen Politiker, die wirklich nach Afrika wollten. König Leopold wollte ein Kolonialreich haben, und zwar gerne privat, und das Gebiet am Kongo hatte er sich ausgesucht, weil ihm die Berichte Stanleys gefielen. Anderen europäischen Staatsmännern gefielen nicht einmal die Berichte, die sie von an diesem oder jenem Ort oder Geschäft Interessierten erhielten. Und doch teilten sie in diesen 36 Jahren den Kontinent unter sich auf, schufen jene Einflußsphären, sprachlichen, politischen und infrastrukturellen Grenzen, die den Erdteil, dem es auch ohne das schlecht ginge, die Initiativen zur Verbesserung immer wieder zerstören. Eine Verkettung unglücklicher Zufälle, viel Dummheit, viel nur vermuteter Zwang zu »konsequentem Handeln«, viel Sorge, der andere könne einem zuvorkommen, Mißverständnisse, Regierungswechsel, einige Lügen, sehr viel Inkompetenz in eigener Sache, noch mehr Zufälle - und ein großes Maß an Brutalität, um das, was man angerichtet hat, in Ordnung zu bringen, was nie gelingt, weshalb die Brutalität steigt. Viele, die sich unendlich bereichern, aber kein Imperialismus, der da irgendwie »marschiert« und eine große Portion Welt einheimst. 36 Jahre. Pakenham erzählt sie in einzelnen Kapiteln, die immer wieder neu anheben, die ineinandergreifen. Keinen Weltgeist sieht man bei der Arbeit, sondern nur viele Gauner und Abenteurer, Soldaten und Menschenfreunde, weitsichtige Politiker und blinde, alle aber von

allen guten Geistern verlassen am Ruin eines Weltstücks arbeitend, als täten sie es gemeinsam und würden dafür bezahlt. Manchmal werden sie das, und nicht zu knapp, aber auch das ist wieder durch keinerlei Investitionsrechnung vorhergesehen. Und keiner, denn dazu ist die militärische Revolution von König Shaka ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen, der auch nur den Bruchteil einer Chance hätte, sie daran zu hindern, diesen Teil der Welt nachhaltig zugrundezurichten.

Literatur-Konkret 1993, S. 30

Norbert Trenkle

Apologetische Hüte

Rezension

Axelle Kabou: Weder arm noch ohnmächtig. Eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer. Lenos Verlag 1993, 260 Seiten, 34 Mark

Eine »Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer« will die aus Kamerun stammende Ökonomin Axelle Kabou, die in Frankreich studiert hat und u.a. als Koordinatorin von Entwicklungsprojekten in Gambia tätig war, mit ihrem Buch *Weder arm noch ohnmächtig* vorgelegt haben. Aufräumen wolle sie mit der, wie sie schreibt, bei Afrikanern weitverbreiteten selbstgefälligen Haltung, die Schuld für das enorme Elend auf ihrem Kontinent ausschließlich bei den ehemaligen weißen Kolonisatoren zu suchen und sich selbst in kompensatorische »Negritude-Identitäten« zu flüchten, ebenso wie mit der Ideologie des westlichen »Tiersmondisme«, der diese Haltung nach Kräften unterstütze. Das klingt spannend - und hätte es auch werden können. Denn daß die simplen Erklärungsmodelle, wonach sich die Welt fein säuberlich in »Ausbeuter« und »Ausgebeutete« unterteilen läßt, endgültig untauglich geworden sind, liegt auf der Hand. Doch was Axelle Kabou statt dessen anzubieten hat, ist durch und durch enttäuschend. Sie dreht die Logik jener Modelle einfach um und behauptet nun ihrerseits: »Afrika will sich nicht entwickeln.« Diese These ist provokativ gemeint, doch tatsächlich handelt es sich dabei ganz offenkundig bloß um den ältesten Hut marktwirtschaftlicher Ideologie, wonach es jeder »zu etwas bringen« kann, wenn er sich nur genug anstrengt.

Daß Kabou dies unkritisch übernimmt, läßt sich eigentlich nur mit ihrer (verständlichen) Wut auf die afrikanischen Herrschercliquen erklären, die es sich inmitten des Massenelends ganz gut eingerichtet haben. Im Grunde reduziert sich ihr gesamtes Buch von immerhin 243 Seiten darauf, die legitimatorische Funktion der antiimperialistischen Phraseologie für die größtenteils kleptokratischen Regimes in Afrika anzuklagen. Das ermüdet, zumal Kabou keinen einzigen Gedanken darauf verschwendet, ob es nicht tatsächlich so etwas wie eine strukturelle Gewalt des Weltmarkts gibt, die eine »Entwicklung« der Dritten Welt verhindert. Auch ihre Kritik an den konstruierten postkolonialen afrikanischen Identitäten, die sich überwiegend vom westlichen Rationalismus abgrenzen, bleibt überaus dürftig. Mehr als eine redundante und oberflächliche Ideologiekritik, die analytisch kaum fundiert wird, hat sie nicht anzubieten. Und letztlich läuft alles auf eine ebenso unverblümte wie naive Apologie der protestantischen Ethik heraus: Die Afrikaner sollten endlich lernen, ihre Spargroschen' beisammen zu halten und effektiv zu arbeiten, statt ständig über den Verlust sinnlicher Qualitäten durch den Prozeß der Marktvergesellschaftung zu jammern. »Das Afrika des 21. Jahrhunderts wird rational sein - oder nicht sein«, lautet der letzte Satz des Buches. Jede mögliche Kritik an der westlichen Rationalität, die die gesamte sinnliche Welt ihren abstrakt-universalistischen Prinzipien unterwirft und deren destruktive Seiten immer offensichtlicher werden, weist Kabou unhinterfragt als Legitimationsideologie schwarzer Eliten und weißer Helfer weit von sich.

Literatur-Konkret 1993, S. 31

Thomas Atzert

Aus nichts wird nichts

Rezension

Klaus-Dieter Krabiel: Brechts Lehrstücke. Entstehung und Entwicklung eines Spieltyps. J.B. Metzler 1993, 464 Seiten, 98 Mark

Klaus-Dieter Krabiel versucht nicht, dem Philologenspiel auszuweichen. In seiner Untersuchung, überreichlich versehen mit Anmerkungen, haut er dem versammelten Fach seine Argumente um die Ohren und wirft ihm vor, die »längst erkannte Aufgabe der Lehrstückforschung bisher nicht einmal ansatzweise in Angriff genommen« zu haben. Diesem unhaltbaren Zustand abhelfen soll eine »historisch-genetische, an Entstehungszusammenhängen und Prozeßverläufen orientierte Rekonstruktion von Lehrstücktheorie und Lehrstückpraxis«. Tatsächlich trägt er in seiner Arbeit viel Material zusammen, beschreibt er die Laien- und Gebrauchsmusikbewegung, die Organisation des Rundfunks, die Entwicklung der Arbeitersängerbewegung in der Weimarer Republik, gibt er Auskunft über Entstehung und Bearbeitung der Lehrstücke. Doch so notwendig das Wissen über diese Hintergründe ist: Eine Historisierung der Unternehmungen, die Bestimmung ihrer Einsatzmöglichkeiten wie ihrer Grenzen, ergibt sich daraus nicht. Die »Umfunktionierung der Apparate« als übergreifendes Projekt, Brechts an Begriffen wie »eingreifendes Denken« orientierte politisch-konzeptionellen Erwägungen, sein Marxismus bleiben außen vor. Krabiel geht es darum, das Lehrstück als eigenständigen »Typus« zu beschreiben. Die zentrale These - das Lehrstück sei »keine Theaterform«, sondern »nach Ursprung, Form und Verwendungszweck (vokal-)musikalischen Genres zugehörig« - kann er plausibel belegen. Doch seine poetologische Fixierung verhindert eine politische Auseinandersetzung.

Brecht soll, so berichtet Manfred Wekwerth, danach befragt, welchem Stück das Theater der Zukunft gehöre, geantwortet haben: »Die Maßnahme«. Das war 1956, im Jahr der Massenaktionen von Arbeitern und Intellektuellen gegen die Staats- und Parteiführungen in Polen und Ungarn, im Jahr des XX. Parteitags der KPdSU, im Jahr des KPD-Verbots in Westdeutschland. Reiner Steinweg interessierte der Zusammenhang nicht, für ihn war aufgrund dieser Äußerung das Lehrstück 1971 das »Modell« sozialrevolutionären Theaters. Krabiel widerspricht dieser Grundthese der »Lehrstücktheorie« scharf - mit dem Hinweis, das Lehrstück sei eben musikalische Gebrauchskunst und kein Theater.

Literatur-Konkret 1993, S. 31

Jürgen Elsässer

Nolte plus Himmler

Rezension

Alfred Mechtersheimer: Friedensmacht Deutschland. Plädoyer für einen neuen Patriotismus. Ullstein 1993, 415 Seiten, 29,90 Mark

Heiner Geißler erregte einmal durch die Behauptung Aufsehen, die Pazifisten seien für Auschwitz verantwortlich. Alfred Mechtersheimer hat Geißlers Lüge wahr gemacht und demonstriert, daß, was nicht war, durchaus noch werden kann. Auf 415 Seiten quirlt er aus Hitlers Friedensrhetorik der Jahre 1933-36 und der NS-Rassenlehre ein grünbraunes Potpourri zusammen, das kein Schönhuber oder Haider zu präsentieren wagen würde.

Außenpolitisch propagiert M. die klassischen Annexionsziele des deutschen Imperialismus: den Anschluß Osterreichs (»die tausendjährige Zugehörigkeit der deutschen Ursprungsländer Osterreichs zum übrigen Deutschland ist kein abgeschlossenes Kapitel«), die Zerschlagung Belgiens (»könnte als künstlicher Staat dasselbe Schicksal ereilen wie das künstliche Europa von Maastricht«), die Beseitigung der polnischen Westgrenze (M. qualifiziert sie herab zur »Oder-Neiße-Linie«, zur »Anomalie«, die »im gesamteuropäischen Interesse abgebaut werden muß«). All dies soll friedlich erreicht werden, soufflieren Ludendorff und Hitler, und M. verrät auch die aktuelle Strategie dafür: über die Vertreibung der USA aus Europa, die Kündigung der Maastricht-Vereinbarungen und die Dominanz des deutschen Finanzkapitals auf dem Kontinent. Für den Griff zur Weltmacht favorisiert M. die alte Achse Deutschland-Italien -Japan: »Den militärischen Siegern des Zweiten Weltkrieges würde eine rasch wachsende Gruppe von Staaten gegenüberstehen, die von den >Feindstaaten<, das heißt von den wirtschaftlichen Gewinnern der Nachkriegszeit, angeführt werden.«

Das innenpolitische Credo des Autors ist der Kampf gegen die »multikulturelle Gesellschaft«. Seine Drohung: »In einem gewissen Sinne sind Workuta und Auschwitz Exzesse multikultureller Gewalt. Es ist ein Verbrechen an der Menschheit und am Frieden, wenn man Völker mit Gewalt zusammenzwingt.« Die lässige Bagatellisierung nazistischer Todesfabriken zu stalinistischen Arbeitslagern, die posthume Ausbürgerung der Juden zu Fremdvölkischen im Sinne der Nürnberger Gesetze und die Rechtfertigung des Holocaust als Defensivreaktion gegen eine halluzinierte Überfremdung - das ist Nolte plus Himmler, das ist Mechtersheimer.

»Mechtersheimers Arbeit ist verdienstvoll«, urteilte die »FAZ«, und das »Neue Deutschland« lobte das »lesenswerte Buch« für seine »Denkanstöße«. So wächst zusammen, was zusammengehört.

Literatur-Konkret 1993, S. 32

Gabriela Walterspiel

Deutsche Frauen, gleichgeschaltet

Rezensionen

Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse. Hg. **von Ute Benz. Beck'sche Reihe 1993, 240 Seiten, 19,80 Mark**

Ohne sich in die innerhalb der feministischen Forschung andauernde Debatte über die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus - der weiblichen Variante des Historikerstreits - explizit einzumischen, hat Ute Benz mit der Textsammlung *Frauen im Nationalsozialismus* ein Buch herausgegeben, mit dem sie die »Position, die mit breitester Zustimmung in der Bevölkerung rechnen kann«, widerlegt: die These, Frauen komme eine »Nische des Unpolitischen als einer Art von Qualifikation per se« zu, sie seien im Nationalsozialismus »generell... Opfer männlicher Entscheidungen« gewesen. In ihrer Einleitung sowie in den von ihr zusammengestellten zeitgenössischen Dokumenten zeigt sie die von den Frauen aktiv mitvollzogene Funktionalisierung der »weiblichen Sphäre« im Dienste des nationalsozialistischen Projekts, das die Qualitäten der Frauen zum Moment der Reproduktion der Volksgemeinschaft als Mordkollektiv werden ließ. Ute Benz geht davon aus, daß die von der nationalsozialistischen Ideologie beschworene Einheit aller Frauen in erster Linie dazu diente, den Unterschied zwischen der Mehrheit der deutschen Frauen - den »Dazugehörigen« - und den deutschen jüdischen, den sog. »Fremdvölkischen«, »Minderwertigen« und »Wertlosen« zu verschleiern und damit zu einem auch von Frauen benutzten »Instrument wurde, die nationalsozialistischen Herrschaftsansprüche durchzusetzen«.

Ausgehend von der durch die Gleichschaltung erreichte Vereinheitlichung der Frauenorganisationen skizziert Benz in ihrer Einleitung, wie es bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs der Reichsfrauenführung gelang, die »dazugehörigen« Frauen über die speziellen Frauenorganisationen, Förderungs-, Schulungs, Arbeitsmaßnahmen usw. in den Apparat einzubinden. Als effektivstes Prinzip nationalsozialistischer Frauenpolitik erwies sich das Anknüpfen an das »praktische Handeln«, das die Frauen im vermeintlich privaten Bereich zum entscheidenden Engagement für den Nationalsozialismus bewegte, und auch das Engagement im Krieg, das nicht mehr ausschließlich im Haus und am Herd, sondern in der Fabrik und sogar an der Front stattfand, vorbereitete.

Die mehr als 50 Dokumente, die in thematische Blöcke eingeteilt sind und kurz kommentiert werden, zeichnen ein authentisches Bild der nationalsozialistischen Frauenpolitik, des individuellen und offiziellen Frauenbildes und des Frauenlebens im nationalsozialistischen Deutschland von 1934-1945. Sie belegen, ohne daß es so von Ute Benz selbst formuliert wird, daß der Nationalsozialismus nur in dem Maße »frauenfeindlich« war, wie er auch »männerfeindlich« war: Indem er das, was »deutsch« sein sollte, die Kriterien der Zugehörigkeit der Individuen zum Kollektiv und damit deren Kapitalproduktivität, in die Frauen mit der ihnen eigenen Diktion und Denkweise hineinzwang.

Peter Schneider: Wahnsinn und Methode. Die Alzheimerisierung der öffentlichen Meinung. Edition Tiamat 1993, 144 Seiten, 24 Mark

»Das Widermenschliche, das Tierische besteht darin, im Gefühle stehenzubleiben und nur durch dieses sich mitteilen zu können«, schreibt Hegel, meint das Agieren des gesunden Menschenverstandes und hat damit jene öffentlichen Meinerinnen und Meiner, die uns Peter Schneider in seinem Essayband *Wahnsinn und Methode* vorführt, auf den Begriff gebracht: Margarete Mitscherlich und Alice Schwarzer (die »Volksgeschlechtsgenossin«) in ihrer antipatriarchalischen Allianz zu Zeiten des Golfkriegs, Eugen Drewermann mit seinem »Psychostuß« und dem »Antisemitismus des guten Gefühls«, der für »jegliche abergläubischen, magischen und mystischen Argumente wieder offen ist«, Horst »Eberhard« Richter als immer wieder zu recyclender Gefühlsmanager der »psychischen Spätfolgen des Golfkriegs« (und nicht zu vergessen von Tschernobyl), dem ein tapferes »Jetzt aber wieder volle Trauer voraus!« entgegenschallt, Peter Härtling und Hark Bohm als laute Tenöre im Chor der »konzertierten Heimatmelodie«, Feuilletonisten, welche den »deutsch-jüdischen Dialog« im Munde führen und damit das »deutsche Selbstgespräch mit den toten Juden« intonieren, die Fürsprecher und Fürsprecherinnen des »Opferdiskurses«, der »Vergewaltigter und Kinderschänder« braucht »wie die Ayatollahs den Satan Amerika« und dessen »Tabusucht nach dem Modell der arbeitsteiligen Bulimie funktioniert: Endlos erbrechen die betroffenen Opfer das Schweigen. Und endlos entsteht neuer Heißhunger beim Publikum«, usw. usf.

Im O-Ton schlägt uns Peter Schneider die ideologischen und politischen Tiefschläge der »zeitgenössischen galoppierenden Blödheit« um die Ohren, um in der Kommentierung das Ausmaß der »ganzheitlichen Wahnhaftigkeit« neu erstehen zu lassen. Kabarett vom feinsten, in dem man sich nur noch mehr »theoretische Zwischenspiele« wie »Der Fremde und die

Identität« gewünscht hätte!

Literatur-Konkret 1993, S. 33

Susanne Heim

Entscheidung für den Völkermord

Rezension

Philippe Burrin: Hitler und die Juden. Die Entscheidung für den Völkermord. S. Fischer 1993, 205 Seiten, 36 Mark

Im Zentrum von Burrins Buch stehen zwei umstrittene Thesen. Hitler habe, so die erste, schon lange vor seiner Machtübernahme den Vorsatz gehabt, die Juden zu ermorden - allerdings nur im Falle eines Scheiterns seiner Eroberungspläne. Nach einem Sieg hingegen hätte er sich für die »territoriale Lösung« entschieden, die Einrichtung eines Judenreservats. Die zweite These: Die Entscheidung zum Völkermord sei im September oder Oktober 1941 gefallen und nicht, wie vielfach angenommen, im Frühjahr jenes Jahres. Die Fakten, die Burrin anführt, um die Entscheidung für den Völkermord zu rekonstruieren, sind fast alle bekannt, nur werden sie hier genauer erörtert und sorgfältiger gegeneinander abgewogen als in thematisch breiter angelegten Publikationen. jedoch trifft dies fast ausschließlich auf die beiden Kapitel über die sowjetischen Juden und »die endgültige Entscheidung« zu. Im übrigen bleiben wichtige Ereignisse unberücksichtigt, die einen komplexeren Entscheidungszusammenhang nahelegen würden als den zwischen militärischer Niederlage und Judenvernichtung, oder sie werden beiläufig und im Detail oft ungenau abgehandelt. Noch problematischer ist die Reduktion der Untersuchung auf Hitler als den angeblich allein entscheidenden »Mann, der alles beherrschte«.

Spitzenpolitiker des NS-Regimes werden dabei zu anonymen »Gefolgsleuten« und unbedeutenden Erfüllungsgehilfen. Sie hätten »die ausgeprägten Zwangsvorstellungen Hitlers« nicht geteilt, er sei »der einzige (gewesen), der an die Möglichkeit der Vernichtung dachte«. Ohne ihn hätte es den Völkermord wahrscheinlich gar nicht gegeben. Zudem wird die Erörterung der historischen Fakten bisweilen ersetzt durch Spekulationen über Hitlers Gefühle oder seine Psyche (seine »düstere quälerische Verfassung«), die die Distanz zum Objekt der Forschung vermissen lassen. Burrin liefert eine auch für Nichtfachleute gut lesbare Übersicht über den Stand der Forschung - allerdings in einer manchmal unangenehm laxen Sprache. (»Hitler glaubte das Spiel gewinnen zu können, aber er kannte den Einsatz.«)

Literatur-Konkret 1993, S. 33

Ingrid Strobl

Ganz normale Männer

Rezension

Christopher Browning: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Peter Krause. Rowohlt 1993, 280 Seiten, 42 Mark

Als Hannah Arendt während des Eichmann-Prozesses feststellte, daß Eichmann kein monströser Sadist war, sondern ein geradezu klinisch normaler Beamter, daß die Vernichtung der europäischen Juden nicht (von den selbstverständlich auch beteiligten Sadisten und Rassenfanatikern abgesehen) von ein paar Perversen und Verrückten bewerkstelligt wurde, sondern von den Tausenden ordentlich und unauffällig funktionierenden Angehörigen des bürokratischen Apparates, wurde sie heftig dafür angegriffen. Ihre These war nur schwer zu ertragen. Man warf ihr vor, sie verharmlose Eichmann, während sie das schiere Gegenteil getan hatte, nämlich auf die mörderische Potenz der »Normalen« hinzuweisen, die bloß ihren Dienst tun, ihre Pflicht erfüllen und an ihrer Karriere arbeiten.

Der US-amerikanische Historiker Christopher Browning bestätigt und erweitert Arendts These in seiner 1992 in den USA veröffentlichten Untersuchung über das Reserve-Polizeibataillon 101, die jetzt auch auf Deutsch vorliegt. Etwa 300 Männer um die 40, zu alt, um zur Wehrmacht eingezogen zu werden, wurden 1942 zu einem Reservebataillon der Deutschen Ordnungspolizei zusammengestellt und nach Polen geschickt. Ihre »Arbeit« bestand darin, die Endlösung durchzuführen. Nur ein Viertel von ihnen waren Parteimitglieder, der größte Teil von ihnen stammte aus (nicht selten sozialdemokratischen) Arbeiterfamilien, fast alle kamen aus Hamburg und Umgebung. Sie gehörten, so Browning, einer Bevölkerungsgruppe an, die zur Rekrutierung von Massenmördern kaum geeignet schien.

Als die Männer ihren ersten Auftrag erhielten - sie sollten die 1500 jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner von Józefów im Distrikt Lublin erschießen -, eröffnete ihnen ihr Kommandant, der 53jährige Major Wilhelm Trapp, den Befehl mit Tränen in den Augen. Wer sich der Aufgabe nicht gewachsen fühle, erklärte Trapp, könne davon freigestellt werden. Einige meldeten sich, einige wenige weigerten sich bis zuletzt - ohne daß ihnen das geringste geschah -, diese Art »Aufgabe« zu erfüllen. Die anderen führten, wenn auch mit Abscheu, ihren Auftrag aus und kehrten nach der »Arbeit« deprimiert in ihre Unterkunft zurück, unfähig, ihr Abendbrot zu essen. Das war im Juli 1942. Am Ende des Krieges belief sich, so Browning, die Gesamtzahl ihrer Opfer auf mindestens 83.000 Menschen. Zwischen Józefów und dem Ende lagen viele unterschiedliche Aufgaben, die das Reserve-Polizeibataillon 101 zunehmend routinierter und teilweise auch mit wachsender Begeisterung erfüllte: Die Räumung von Ghettos, die Durchführung von Deportationen, weitere Massenerschießungen, die »Judenjagd« - die Jagd auf die wenigen Menschen, die sich hatten verstecken können, in den Wäldern oder in Kellern und auf Dachböden -, und zuletzt die »Aktion Erntefest«, die Ermordung der über 30.000 jüdischen Zwangsarbeiter, die aus ökonomischen Gründen bis zum November 1943 am Leben gelassen worden waren.

Nach dem Krieg kehrten die meisten der Bataillonsangehörigen in ihre alten Berufe zurück, viele in den Polizeidienst. Nur einige wenige wurden zu kurzen Haftstrafen verurteilt. Immerhin war das Polizeibataillon 101 das einzige, gegen das überhaupt ermittelt und eine Anklage verfaßt wurde. Die Ermittlungsakten aus diesem Verfahren, die Aussagen der Beteiligten und die Aussagen der wenigen überlebenden Opfer dienten Browning als Grundlage für seine Arbeit. Er versucht schließlich, die Frage zu beantworten, wie aus »ganz normalen Männern« kaltblütige oder zumindest gleichgültige Massenmörder wurden, und liefert damit wichtige Anstöße zu einer dringend notwendigen weiteren Erforschung und Diskussion dieses beunruhigenden und bedrohlichen Themas.

Literatur-Konkret 1993, S. 34

Robert Kurz

Das heilige Geld

Rezension

Jacob Needleman: Geld und der Sinn des Lebens. Insel 1993, 320 Seiten, 39,80 Mark

Was haben nordamerikanische Wanderprediger und mitteleuropäische Marxisten gemeinsam? Erstens, daß sie beide an die Ewigkeit des Geldes als Vergesellschaftungsprinzip glauben, und zweitens, daß sie der gegenwärtigen Menschheit vorwerfen, nicht richtig mit dem Geld umgehen zu können. Nachdem uns die marxistischen Koryphäen nun wirklich genug damit gelangweilt haben, die Freiheit des Geldes einmal ein wenig zurückdrängen und dann wieder ein wenig von der Leine lassen zu wollen, kann es nicht schaden, zur Abwechslung den Wanderpredigern zu lauschen; schon des Unterhaltungswerts wegen. Und der Esoterik-Professor Jacob Needleman aus San Francisco, der sich höhere Weihen auch in der okkultistischen Hauptstadt Deutschlands (Freiburg) geholt hat und normalerweise mit dem »Sinn des Kosmos« oder einschlägigen »Grenzwissenschaften« beschäftigt ist, enttäuscht uns nicht.

Daß ein Buch über das Geld, das schon im allerersten Satz überschwenglich einer Person namens Rockefeller für »großzügige Unterstützung« dankt, nicht gerade auf eine Kritik des Geldes hinauslaufen wird, überrascht nicht. Immerhin geht Needleman in medias res: »Der Faktor des Geldes«, so erfahren wir, sei »immer gegenwärtig« als »ein bestimmendes Element«, und zwar im Hinblick auf »Liebe und Haß, Essen und Schlafen, Sicherheit und Gefahr, Arbeit und Muße, Ehe, Kinder, Angst, Einsamkeit, Freundschaft, Wissen und Kunst, Gesundheit, Krankheit und Tod« (der ja wirklich nicht umsonst ist) ebenso wie »für unser Gefühl der Selbstidentität und der Selbstachtung«. Das ist doch ein erfrischend wahres Wort im Vergleich zum ewigen altmarxistischen Ritual der Ökonomismus-Kritik und zum postmodernen anti-großtheoretischen Zelebrieren der Multikausalität, wo nie zugegeben wird, daß das Geld ausnahmslos alles bestimmt; jedenfalls hienieden auf der schnöden Welt der schnöden kapitalistischen Materie.

Needleman aber geht es beruflich um die andere Welt, nämlich die jenseitige, in der sich das »eigentliche« Selbst »nicht im geringsten um Dinge wie etwa Geld kümmert«. So läuft das Verhältnis von Geld und Sinn des Lebens auf etwas ziemlich Bekanntes hinaus: »Wir haben zwei Naturen. Das verbeißen die alten Lehren.« Die eine sei von Ewigkeit zu Ewigkeit durch as Ge

bestimmt, das von alten Weisen der Vorzeit »erfunden« worden sein soll als heiliges »Instrument zur Erweiterung der materiellen Hilfe zwischen den Menschen«. Und die andere Welt, nun ja, das sei die »Transzendenz«. Es käme nun darauf an, so predigt Needleman, zwischen beiden Welten eine »harmonische Verbindung« herzustellen, »Gott und den Mammon zusammenzuführen« und das Geld wieder »zu einer heiligen Frage zu machen«, um mit seiner Macht »vernünftig umgehen zu können«. Immerhin eine farbige Version des spätmarxistischen Bemühens, der Rentabilität zu geben, was der Rentabilität ist, und spirituell trotzdem kritisch bis in die Aura zu bleiben.

Auch für die Art und Weise, wie heutzutage mit dem Geld »unvernünftig« umgegangen wird, hat Needleman einen amüsanteren Vergleich als etwa die linken deutschen Professoren zu bieten; er weist nämlich nach, daß die westliche Wachstumsgesellschaft »mit nur geringfügigen Abweichungen den traditionellen buddhistischen Beschreibungen der Hölle gleicht«. Aber die abstrakte Verwertungslogik des heiligen Geldes an sich zu kritisieren, ist natürlich erst recht nicht erlaubt in einem Krisenräsonnement, das völlig auf den Geisteszustand der besserverdienenden Mittelklasse zugeschnitten ist: »Vom Geld besessen zu sein, ist wahrlich die Hölle. Aber es gibt noch eine andere Hölle... Das ist die Hölle, in der wir leben, wenn wir uns weigern, die Realität des Lebens zu akzeptieren.« Wahrlich, wahrlich, ein Realo, wie er im Buch der Bücher steht. Schon König Salomo der Weise wurde Weltmeister der Realpolitik, indem er den Oberdämon Asmodi durchschaute und besiegte. Was tun also?

Mit einer finanzierbaren sozialverträglich-ökologischen Wirtschaftsreform quält uns ein US-Esoteriker nicht, Gott sei Dank. Die Sache ist nämlich ebenso einfach wie uramerikanisch: Wir müssen nur die Geschäfte hinfort auf einer höheren Bewußtseinsstufe betreiben und unsere »Geldpersönlichkeit« mit unserer »spirituellen Persönlichkeit« zur Deckung bringen. Von der Gier nach Geld können wir uns befreien, wenn wir das Geldverdienen endlich »wirklich ernst nehmen«. Und das hat sich dann auch der Insel-Verlag in aller Spiritualität gedacht.

Literatur-Konkret 1993, S. 36

Joachim Bruhn

Links von der KPD

Rezension

Hans Manfred Bock: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1993, 528 Seiten, 79 Mark

Das Ergebnis der Novemberrevolution von 1918/19**,** die epochale Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung in SPD und KPD, oder, wie Ernst Nolte sagen würde, in BRD und DDR, wird bis heute mit der historischen Entscheidung der Alternative Reform oder Revolution gleichgesetzt, zumindest für die Jahre vor der Stalinisierung der KP durch das Zentralkomitee Ernst Thälmanns. Dieser Mythos ließ - neben vielen anderen theoretischen Halluzinationen linksbürgerlicher Intellektueller - relevante Fraktionen des SDS nach einem »authentischen« Lenin forschen und die »originär« bolschewistische Partei des »unverfälschten« Marxismus-Leninismus aufbauen.

Nach den Forschungen Hans Manfred Bocks wird man den Beginn der »Bolschewisierung« der KPD jedoch spätestens auf ihren Heidelberger Parteitag 1919 datieren müssen, der mit dem Ausschluß der Linkskommunisten endete. Kaum ein Jahr nach der Gründung der Partei erhob das putschistisch vorgehende ZK um Paul Levi die Mitarbeit in den Gewerkschaften und Parlamenten zum Programm - und es brach dabei, Im außenpolitischen Interesse der Sowjetunion, mit den politischen Leitlinien des Gründungsparteitages. In seinem »Offenen Brief an den Genossen Lenin« resümierte Hermann Gorter: »Was als Rettung Rußlands projektiert wurde, war zugleich der Verderb für die deutsche Revolution.«

Die Bolschewisierung der KPD setzte den Schlußstrich unter alle Lernprozesse, die die linke Opposition seit Bismarcks Sozialistengesetzen in Sachen Parlamentarismus und Gewerkschaften hatte durchmachen müssen. Bock zeichnet diese Geschichte bis 1923 nach: von der linken Opposition gegen den sächsischen Kleinbürger Bebel und den ersten Widerständen gegen die Politik des »sozialen. Friedens« in den Gewerkschaften über die Ausbreitung des Anarchismus und die Massenstreikdebatte um 1905 bis hin zu Burgfrieden, Revolution und Konterrevolution. Während sich die Opposition in der Partei um Rosa Luxemburg, Anton Pannekoek und Johannes Knief sammelte, sammelte sich die Gewerkschaftsopposition, eher anarchosyndikalistisch als marxistisch orientiert, in den antizentralistischen Basisgruppen der »Freien Vereinigung«. Beide Fraktionen erkannten die Trennung von Ökonomie und Politik als das Herrschaftsmittel des Kapitals, eine Trennung, die die sozialdemokratische Arbeiterbewegung nur sklavisch nachspielte.

Die Lektüre stimmt traurig - zum einen deshalb, weil selbst jetzt noch, Jahre nach der grandiosen Pleite der ostelbischen Herrschaften, von Karl-Heinz Roth über Wolfgang Pohrt bis Hermann L. Gremliza viele Linke ihnen solidarisch-kritische Loblieder in die Grube trällern; zum anderen darum, weil Bocks Untersuchung, die 1968 zuerst erschien und damals zur kritischen Aneignung der revolutionären Tradition beitragen wollte, eine von den Linken unwiderruflich ausgeschlagene Chance dokumentiert.

Literatur-Konkret 1993, S. 36

Walter Delabar

Mitten im Leben ...

Rezension

Hans Lebert: Das Schiff im Gebirge. Ausgewählte Erzählungen I. Mit einem Essay von Jürgen Egyptien. Europaverlag 1993, 185 Seiten, 29,80 Mark

»Leutnant Erdmanns Sterben hatte begonnen.« Menschen am Abgrund, auf dem absteigen den Ast: Der im August verstorbene Hans Lebert hat bereits in seinen beiden großen Romanen *Die Wolfshaut* und *Der Feuerkreis,* die in den letzten beiden Jahren wieder aufgelegt worden sind, eindringliche Portraits des Nachkriegsösterreich vorgelegt. Seine Motive und Erzählstränge orientieren sich an der Bewältigung einer Triade aus einer bewußt losen Tradition (Vormoderne), einer mörderischen Vergangenheit (Faschismus) und einer alles klärenden Zukunft (Moderne). Die ausgewählten Erzählungen, deren ersten Band Jürgen Egyptien jetzt vorlegt, halten sich daran. Todesversessenheit und Sehnsucht nach dem sprachlosen Ursprung zeichnen Leberts Figuren aus: *Das Schiff im Gebirge* ist in deutlicher Parallele zu *Der Feuerkreis* geschrieben, ein ähnlicher Aufbau, ähnliche Orte. Auch hier viel Wagnerianisches, Angst vor dem Weib, dem Morast der Sexualität, in dem Vitalität und Tod verbunden sind. Der Leutnant Erdmann - ein sprechender Name - verläßt seine Frau, die für ihn anschafft, aus männlichem Stolz, kehrt ins Gebirge zu seiner Mutter zurück, um dort zu sterben. Ursprung und Ende fallen hier zusammen. Die Figuren sind so von der Realität verlassen, daß Erdmann seine Frau nicht wiedererkennt, als sie unter falschem Namen (oder doch eine Doppelgängerin?) Unterschlupf in der Gebirgsvilla sucht. Mit ihrem Tod verschwindet auch Erdmann aus dieser Welt. Leberts Welt lebt, sie ist voller unbegreiflicher Bewegungen, sie ist unheimlich und greift nach den Menschen. Als ob die Menschen dieser Welt Subjektivität zuschreiben, um ihre Ängste personifizieren zu können. Als ob diese Welt Ausdruck eines zeitlosen Vorsprachlichen ist, das vor jeder Diskursivität und Aufklärung besteht. Als ob man dies nicht erklären, sondern nur erzählen könnte.

Leberts Bilder sind drastisch, spielen ins Sexuelle. Die Menschen sind derb, verdreckt, egozentrisch, archaisch, mörderisch. Eine Literatur, die wir kaum noch gewohnt sind und die mit dem Entsetzen gegen die Sprachlosigkeit anschreibt, die den Faschismus und etwas, das mit ihm verbunden erscheint, auch heute umgibt.

Literatur-Konkret 1993, S. 37

Ralf Blendowske

1932 ahead

Rezensionen

Günter Reimann: Berlin-Moskau 1932. Das Jahr der Entscheidung. Edition Nautilus 1993, 128 Seiten, 19,80 Mark

Günter Reimann: Die Ohnmacht der Mächtigen. Das Kapital und die Weltkrise. Kiepenheuer Leipzig 1993, 320 Seiten, 68 Mark

»Stalin hätte es besser gewußt« - zumindest als Gorbatschow. Während das politische System der Gegenwart zerfallen ist, konnte das Stalin-Regime die Zusammenbruchskrise 1932 überstehen. Dies schreibt Günter - nicht Max - Reimann.

Wie J. Kuczynski 1904 geboren, war er dessen Vorgänger in der Wirtschaftsredaktion der »Roten Fahne«, trat aber schon 1930 aus der KPD wegen ihrer stalinistischen Tendenzen aus. Dennoch beriet er 1931 die Handelsmission der UdSSR in Berlin und bereiste 1931/32, zur Zeit der großen Verteilungskrise, die SU. Während sich Stalin nach dem Verlust der Mehrheit im ZK ab dem Frühling 1932 im Kaukasus aufhielt, wurde in der Kommunistischen Akademie öffentlich und heftig über den zukünftigen wirtschaftlichen Kurs debattiert. Mit der Rückkehr Stalins nach Moskau waren jedoch die Chancen im Herbst des »Schicksalsjahres 1932«, des »Prager Frühlings in Moskau«, vertan. Wie in Berlin - so parallelisiert Reimann - wurde die Wirtschafts- und Strukturkrise durch einen konservativen »Protektor« nicht beendet, sondern nur transponiert.

Beide Wirtschaftskrisen - die in der SU und die im Westen - waren nach Reimann Symptome ein und desselben Systems: des Staatskapitalismus, der sich seit dieser Zeit in einer latenten Krise befinden soll. Nicht die Kommandowirtschaft führte im Osten zum Zusammenbruch, sondern die seit Stalin fehlende Erneuerung der Produktionsmittel und die Aufzehrung der Gewinne der produktiven Unternehmen durch den Staat. Dieselbe Entwicklung zeichnet sich seit der zunehmenden Defizitfinanzierung des Budgets auch im Westen ab. Indikator für diesen Prozeß sei der steigende Anteil des Staates am Sozialprodukt. Reimann übergeht hier nicht nur die Verdopplung des Kapitalstocks in den 10 Jahren nach Stalins Tod, sondern auch den qualitativen Unterschied zwischen einem staatlichen Eingriff zur Schaffung einer effektiven Nachfrage und einer geplanten - wenn auch erfolglosen - Steuerung der Wirtschaft. Ob dieser Unterschied besser mit dem Begriff Sozialismus etikettiert werden soll, sei dahin gestellt.

Reimann emigrierte über Paris und London in die USA. Dort gab er von 1947-1983 als Chefredakteur die »International Reports on Finance and Currencies« heraus und resümiert heute: »Der alte Kapitalismus ist ein Krüppelsystem geworden. Die Kapitalisten sind der Underdog gegenüber der staatlichen Hierarchie, auch wenn sie Herren in ihren Unternehmen bleiben. Sie müssen für den Staat arbeiten. « Im »Rentenkapitalismus« hat sich das Anspruchsdenken der Lohnabhängigen und des Finanzkapitals unabhängig von der Marktlage und der Produktionsbasis erweitert. Die aus dem Renten- statt aus dem Klassenbewußtsein entstehenden Ansprüche üben als Standortnachteile Druck auf die Verwertungsbedingungen des Kapitals insgesamt aus. Nur als doppeltes - als nationales und internationales - kann sich das Kapital diesem Druck entziehen. Darin liegt die Macht der nach Reimann sonst gegenüber der Staatsbürokratie ohnmächtigen Hochfinanz: Das Kapital flieht ins Niemandsland der internationalen Finanzmärkte, der Non-residential-funds, wo sich die Geldanlage rentieren soll. So stockt die Zirkulation des Kapitals und bewirkt eine Liquiditätskrise des Industriekapitals.

Reimann sieht in diesem Prozeß den Vorboten einer deflationistischen End- oder Weltkrise, die sich als Strukturkrise schon in den dreißiger Jahren ankündigte. Er plädiert daher für eine Umstellung der Währungen auf einen international anerkannten goldwertigen Standard, um so die monetäre Sphäre wieder an die Produktion zu koppeln und zugleich die Rentenansprüche des Finanzkapitals drastisch zu reduzieren. Nur so könnten die Verwertungsbedingungen des Kapitals insgesamt verbessert und die Überlebenskraft des Kapitalismus erneuert werden - für eine Generation.

Reimanns Thesen zur Endkrise des Kapitalismus sind nicht neu. Sie finden sich etwa bei Schumpeter, Mattick oder Kurz und unterliegen offenbar einer zyklischen Konjunktur. Antizyklisch und penetrant optimistisch legen Walt Disney und Coca Cola 100jährige Anleihen auf - und die finden reißenden Absatz.

Literatur-Konkret 1993, S. 38

Kurt H□ bner

Krise und Neubeginn

Rezensionen

Lange vor dem Zusammenbruch der Systeme des realexistierenden Sozialismus wurde in den westlichen Ländern eine »Krise des Marxismus« ausgerufen. Es war Louis Althusser, der auf einem von »II Manifesto« veranstalteten Kongreß zum Thema »Macht und Opposition in den nachrevolutionären Gesellschaften« im November 1977 ausrief: »Endlich ist die Krise des Marxismus ausgebrochen!« Diese radikale Selbstbestimmung eines marxistischen Philosophen hat in vielen westlichen KPen und vor allem in deren intellektuellem Umfeld eine intensive Debatte darüber ausgelöst, inwiefern die Marxsche Theorie zur politischen Interventions- und Gestaltungsfähigkeit beitrage und wie weit ihre analytische Kraft reiche. Unter Anknüpfung an Diskussionen, wie sie im Wissenschaftsbereich bereits seit längerer Zeit geführt wurden, wurden die verschiedensten Topoi der Marxschen Theorie einer fundamentalen Kritik unterzogen.

Hans Kalt: Neubeginnen mit Marx. Die politische Ökonomie und die Veränderung der Welt. PapyRossa 1993, 236 Seiten, 32 Mark

Aus heutiger Sicht liegt auf der Hand, daß viele Ergebnisse dieser Debatten nur um den Preis politischer wie theoretischer Irrelevanz übergangen werden konnten. Hans Kalt trifft deshalb ins Schwarze, wenn er mit Nachdruck darauf hinweist, daß die Weltanschauung des Marxismus im Zuge der Staatwerdung der proletarischen Revolution ihre wissenschaftliche Potenz verlor und zu einer Legitimationsveranstaltung degenerierte. Sein Versuch einer Rückbesinnung auf den Marx des Kapital zwecks Interpretation der Vorgänge der jüngsten Vergangenheit ist, so gesehen, ehrenwert. Leider springt das langjährige Führungsmitglied der österreichischen Kommunistischen Partei zu kurz. Sein gleichsam naturalistisches Verständnis der Marxschen Werttheorie, die sowohl als formallogisch korrektes wie universalistisch wirksames ökonomisches Grundgesetz unterstellt wird, übergeht nicht nur alle kritischen Einwände, die gegen solche Interpretationen - mit Fug und Recht - vorgetragen werden. Es führt auch zu einer stupiden Form des »Ökonomismus«, die dem Anspruch des Autors nicht gerecht werden kann.

Louis Althusser: Die Zukunft hat Zeit. Die Tatsachen. Zwei autobiographische Texte. S. Fischer 1993, 416 Seiten, 44 Mark

Was bei Kalt wie ein unfreiwillig in Kauf genommenes methodisches Prinzip anmutet, wurde von Louis Althusser als Methode eingeführt, um »Marx zu verstehen«: Die Geschichte, so Althusser, sei ein Prozeß ohne Subjekt. Dieser methodische Anti-Humanismus des Marxschen Werks, auf dem Althusser so nachdrücklich beharrte, wurde insbesondere unter dem Eindruck der ebenso famosen wie harschen Polemik des gerade verstorbenen britischen Sozialhistorikers E.P. Thompson einer drastischen Kritik unterzogen. Dennoch gilt, daß die durch die Arbeiten von Althusser und dessen »Schülern« in Gang gebrachte strukturalistische Marxinterpretation seit Mitte der siebziger Jahre viel Einfluß in der wissenschaftlichen Marxismusdebatte gewann. Der Althusserianismus hatte seinen Höhepunkt freilich bereits überschritten, als der Philosoph selbst wieder in die Schlagzeilen geriet. Im November 1980 hatte Louis Althusser, »im Zuge einer intensiven und unvorhersehbaren Krise geistiger Verwirrung«, wie er schreibt, sein »Ein und Alles auf der Welt«, seine Frau Hélène, zu Tode gewürgt.

jetzt liegt in deutscher Sprache ein aus dem Nachlaß des im Oktober 1990 verstorbenen Philosophen stammender autobiographischer Text (zusammen mit zehn Jahre zuvor niedergelegten autobiographischen Ausführungen) vor, der gleichsam als eine ausführliche Erklärung von Althusser vor einem fiktiven Gericht von Lesern zu verstehen ist, als eine Erwiderung, die Althusser nicht vornehmen konnte und mußte, weil nie ein Prozeß gegen ihn wegen der Tötung seiner Frau stattgefunden hat.

Zu lesen ist ein erschütterndes Dokument, das, und darin liegt seine Stärke, etwaige voyeuristische Gelüste von Lesern gerade nicht befriedigt. Die in jeder Zeile deutlich werdende rückhaltlose Offenheit, die intellektuell anspruchsvolle Suche nach sich selbst, eröffnet eine individual- wie sozialpsychologische Schau auf einen Menschen und sein privates wie öffentlich-theoretisches und -politisches Leben, die helfen kann, die Katastrophe des Menschen und Philosophen Althusser zu verstehen.

Literatur-Konkret 1993, S. 39

Gunter Blank

Unhappily happy

Rezension

William Loren Katz: The Block West. Open Hand Publishing 1987, 344 Seiten, ca. 40 Mark

Den Film »Posse« hat inzwischen wohl jeder gesehen, und die Fakten über den Anteil der Afroamerikaner an der sogenannten Eroberung des Westens sind in diesem Zusammenhang vergleichsweise breit publiziert worden. Zu verdanken ist dies William Loren Katz, dessen Pionierarbeit zum Thema bereits 1971 erschienen ist, aber erst jetzt als erweiterte Wiederauflage im Kontext von Mario Van Peebles Film zur Kenntnis genommen wird. Katz beschreibt die von der weißen Geschichtsschreibung und deren Propagandamaschine Hollywood unterdrückte Geschichte schwarzer Siedler, Trapper, Cowboys und Kavalleristen. Natürlich bildet das Kapitel über die schwarzen Cowboys und Outlaws den schillerndsten Teil des Buches, darüber hinaus ist es jedoch zuallererst eine Sozialgeschichte des Westens aus der Perspektive der Schwarzen. Katz geht bis ins Jahr 1527 zurück und entdeckt einen Sklaven namens Stephen Dorantes, der im Gefolge des Gouverneurs von Florida wesentlichen Anteil an der Erkundung Floridas hatte. Überhaupt verlief die »Zivilisierung« des Westens, die für Katz mit der Eingliederung Oklahomas in die USA im Jahr 1907 abgeschlossen ist, in den seltensten Fällen nach dem Hollywood-Schema Weiß gegen Rot. Obwohl Katz nicht ausdrücklich betont, daß Rasse eine soziale Kategorie ist (als Ami muß er das auch nicht, weil es dort selbstverständlich ist), wird aus jeder Zeile des Buches deutlich, wie blödsinnig das Gerede vom biologischen Unterschied und von der naturgesetzlichen »Urangst vor dem Fremden« ist, das sich kürzlich auch in KONKRET breitmachte. Zum einen belegt Katz, daß sich Native und African Americans im Gegensatz zu der Mär wechselseitiger Abneigung, der schon Mark Twain aufsaß, sich zeitweise blendend verstanden. Zum anderen wird am Prozeß der Unterwerfung des Wilden Westens unter die Bedingungen der kapitalistischen Ordnung sichtbar, wie rassistische Muster erst in dem Maße an Bedeutung gewinnen, in dem die kapitalistische Integration fortschritt. In den Situationen, in denen sich soziale Zusammenhänge in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit der Natur konstituierten, war es dagegen eher ungewöhnlich, daß kulturelle Differenz in Rassismus umschlug, wenngleich am Ende der aus den Ost- und Südstaaten eingeschleppte Rassismus die Oberhand behielt. Den Türckes, Haugs und Dahlmanns wird deshalb dringend geraten, sich schleunigst mit ein paar Fakten vertraut zu machen, vielleicht kann dann auch in KONKRET eine Debatte über die sozialhistorische Konstruktion von Identitäten geführt werden, die, statt sich an hegelianischen Kopfständen zu ergötzen, an der US-amerikanischen Diskussion um den Begriff »Race« anknüpft.

Literatur-Konkret 1993, S. 39

Günther Jacob

Kurzschluß

Rezensionen

Melvin M. Leiman: The Political Economy of Racism. A History. Pluto Press 1993, 415 Seiten, ca. 40 Mark

Albert Scharenberg: Rassismus in der US-Arbeiterbewegung. Entwicklungslinien von 1865-1915. Argument 1993,128 Seiten, 18 Mark

Zwei Bücher zum fast gleichen Thema und mit einem ähnlichen Aufbau: Geschichte der Sklaverei, rassistische Ausgrenzungspraxis der US-Gewerkschaften, Nacherzählung einiger rassismustheoretischer Ansätze und je ein Exkurs zum Sexismus. Gemeinsam ist auch der Ausgangspunkt: »Racism keeps the working class divided.« Beide Autoren konstruieren zunächst eine dem Kapital symmetrisch gegenüberstehende, in ihren Reihen fest geschlossene Arbeiterklasse - als bestünde zwischen Lohnarbeit und Kapital nicht die vermittelte Identität eines gesellschaftlichen Verhältnisses -, um anschließend bedauernd zahllose Spaltungen dieser Klasse festzustellen - verursacht durch Rassismus, Sexismus, religiöse und politische Orientierung, unterschiedliche Lebensstile, Unterschiede zwischen ungelernten und gelernten Arbeitskräften, zwischen verschiedenen Berufs- und Branchengewerkschaften und vieles mehr. Daß die beiden Autoren nach diesem wahrlich deprimierenden Befund nicht an ihrem eigenen Arbeiterklassenmythos irre werden, muß mit jenem Kurzschluß zu tun haben, der entsteht, wenn die analytische Kategorie »Klasse« in sozialen Bewegungen als Kampfbegriff auftaucht.

Leiman und Scharenberg ignorieren einfach ihr eigenes Material, das durchaus den Schluß zuläßt, daß es sich bei den sozialen Kräften, die sie als »Arbeiterklasse« bzw. »Arbeiterbewegung« bezeichnen, um mehr oder weniger deutlich ständisch organisierte, an den unmittelbaren Handfertigkeiten orientierte Vereine mit gestickten Traditionsfahnen handelt, bei denen man eher überrascht sein sollte, wenn sie in Ausnahmefällen nicht an den alltagsüblichen Überzeugungen hinsichtlich Geschlechterrollen oder »Rassen«hierarchien festhalten. In diesen sich borniert ans Lohnarbeiterdasein und an erzkonservative Weltbilder klammernden Organisationen schließen sich »Klassenkampf«-Phrasen und rassistische Ausgrenzungspraxis nicht prinzipiell aus.

Diese von Leiman und Scharenberg zur »US-Arbeiterbewegung« zusammengefaßten, in Wirklichkeit aber voneinander isolierten, nur an ihren momentanen Partikularinteressen orientierten »weißen« Lohnarbeitergruppen haben immer nur, je nach Lage der Konkurrenz unter den Anbietern von Arbeitskraft und dabei stets ihren materiellen Interessen folgend, wechselnde Bündnisse geschlossen - häufig direkt mit ihren Herren und, wenn's anders nicht ging, auch schon mal mit den »Negern«. Das ist die ganze Geschichte.

Literatur-Konkret 1993, S. 40

Michael Hahn

Zeitgeist-Voyeurismus

Rezension

Andrien Kre□ e: Aufstand der Gettos. Kiepenheuer & Witsch 1993, 288 Seiten, 19,80 Mark

Wer heutzutage in der BRD Reportagen aus den USA verkaufen will, der bietet keine Schilderungen von gesellschaftlichem Verfall und sozialer Verelendung im Kapitalismus an oder davon, wie Menschen dagegen ihr Überleben organisieren, sondern der verkauft Erzählungen über die »Probleme der multikulturellen Gesellschaft«.

So auch Andrian Kreye, für den alles »multikulturell« ist, was von Menschen mit nicht-rosa Hautfarbe getan und gedacht wird. Solange Glücksspiel und Drogenhandel noch von der weißen New Yorker Mafia kontrolliert wurden, galten sie als Beispiele für Kriminalität und Gewalt; wenn aber kolumbianische oder chinesische Banden diese Branchen übernehmen, beweist das, daß es Konflikte gibt, »sobald mehr als eine Gruppe, mehr als eine Kultur oder Rasse in einem Gebiet leben«.

Von vorneherein interessiert sich Kreye in seinen spannend geschriebenen Reportagen nur für ethnische Minderheiten (Schwarze, Latinos, Chinesen und Indianer) und für den »Bodensatz« der weißen Bevölkerung, der angeblich besonders anfällig für rassistische Ideen ist. Als er vor fünf Jahren mit Seinen USA-Reportagen für die Zeitgeistjournale »Tempo« und »FAZ-Magazin« begann, wurde ihm eines »sofort klar: Rassismus hat immer mit Armut zu tun.« Der Verlag weiß es im Klappentext noch genauer: »je größer die Armut, desto größer der Rassismus - ob weiß, schwarz, rot oder gelb. Die multikulturelle Gesellschaft ist ein Luxus, den sich nur wenige leisten können.«

Rassismus ist aber nicht einfach ein auf Unwissenheit beruhender »niederer Instinkt«, sondern eine hochmoderne Einrichtung, die (nicht nur in den USA) tagtäglich reproduziert wird. Auch Kreye kommt nicht umhin, den systematischen Rassismus der New Yorker Justiz und des paramilitärischen Los Angeles Police Department zur Kenntnis zu nehmen, oder die Diskriminierung durch die Immobilienmakler und Stadtplaner der mittelständischen Vorstadt-Speckgürtel zu erwähnen.

Aber dieser strukturelle Rassismus in der »Mitte« der US-Gesellschaft interessiert Kreye nicht: Er berauscht sich an den AK-47 und den Uzis der Gangs in Los Angeles, an Crack und Kokain, an Popstars oder einzelnen telegenen Demagogen, die sich als Wortführer antirassistischer Proteste gebärden. Wer sonst im Getto wohnt, findet allenfalls als gesichtslose »ärmliche Gestalt« Erwähnung. Wie diese Menschen ihren Alltag bewältigen, zwischen Mindestlohnjobs und Sozialbürokratien, zwischen Slumlord-Vermietern und Polizei, zwischen Kindererziehung und (fehlender) Krankenversicherung, zwischen rassisch-kulturellem Selbstverständnis, Klassenbewußtsein und Geschlechterrolle, zwischen Aufstand und Resignation - danach fragt der »Tempo«-Reporter nicht.

Literatur-Konkret 1993, S. 40

Heipe Weiss

»Marokko!«

Rezension

Sean McGuffin: Der Mann, der mit Chuck Berry getanzt hat. Aus dem Englischen übersetzt von Brigitte und Jürgen Schneider. Edition Nautilus 1993, 176 Seiten, 26 Mark

Gott gebe mir den ersten Satz. Tut ER aber nicht, Gott belieben sich auszuschweigen bei allem, was Sean McGuffin betrifft, der nach eigenem Bekunden beim Betreten von einem der dem Besagten gehörigen Häuser das »Weihwasser zu(m) zischen« bringt. Obwohl in Sean McGuffins Short Stories voller Schwänke und guinnesseligem Gedöns aus den republikanischen Kneipen vom liebevoll »Andytown« getauften Belfaster Stadtteil Andersontown, der sogenannten »Hochburg« der Irisch Republikanischen Armee (IRA), ansonsten nur wenig Gotteslästerliches vorkommt, von ein paar Fluchen auf »Pater Murphys Liga der totalen Abstinenz« abgesehen. Denn genau besehen sind sie doch alle recht gottesfürchtige Männer, die Saufnasen rund um Sean und seinen Kumpanen Brian Artur Grimshaw, und selbst der sterbende Provo-Aktivist Mickey bekennt auf seinem Totenbett, er habe zwar zu seiner »Zeit 'ne Menge übler Dinge verbrochen«, aber alle Sünden habe er nun auch wieder nicht begangen, beispielsweise habe er Zeit seines Lebens »den Ochsen« seines »Nachbarn... nie begehrt«.

Alles was recht ist, so ganz klar wird bei McGuffins Stories nicht, wer oder was nun der Hauptfeind der Biertischstrategen aus den Belfaster Spelunken ist, denn da konkurrieren neben den Engländern und Protestanten ganz ernsthaft die Frauen von McGuffins Helden, die ihren Gatten das verdiente allabendliche Besäufnis nicht gönnen wollen, mit »Fats Nolan(s) ... wiederaufbereitete(m) Fusel«, mit irgendwelchen außerirdischen Weltraumbewohnern, die mit den armen (Nord-)Iren ihre merkwürdigen Experimente machen (was diesen Ärmsten dann später als Deliranz ausgelegt wird), und obendrein noch mit jener ungewohnten Droge nordafrikanischer Provenienz, die Brian Artur zu seiner denkwürdigen dreiwortigen Hochzeitsansprache veranlaßt (kurz bevor er sturzbesoffen im Sturzflug in der Kirschtorte landet): »Marokko!«

All diese und viele andere Geschichten läßt man sich am allerbesten an Ort und Stelle, in den Kneipen, »Pops« und Spelunken von Andersontown in Belfast oder der Bogside in Derry, von den Protagonisten bei Porter und Black Bush (»in dieser meiner« - des nach Kalifornien umgesiedelten McGuffins - »ehemaligen Heimat die unerläßliche Voraussetzung für ein angenehmes Leben«) selbst erzählen; da jedoch nicht jeder den liebevoll gelallten Akzent des Nordens der Grünen Insel (»Noi, juh noi, in fe Zeus, fats only a free state. We doint assept it as uh repoblic«) so ganz im Detail zu verstehen vermag (jedenfalls nach den obligatorischen vier bis fünf Pints Porter, die vor dem Erzählen jeder Geschichte benötigt werden), dürfen wir dankbar sein, daß nun eine deutsche Übersetzung vorliegt, die es uns mit etwas Phantasie und der Nachhilfe von mindestens ebensovielen Pints Porter und einigen paar Schluck Black Bush dazu möglich macht zu träumen, wir befänden uns im »Knieschuß«club oder in der »Armelite«bar, und Brian Artur Grimshaw und Sean McGuffin kämen Arm in Arm zur Tür hereingewankt und grölten wie aus einem Munde zur Begrüßung nur die drei Worte: »Marokko!«

Literatur-Konkret 1993, S. 41

Hermann Kant

T. und G.

Rezension

Uwe Timm: Die Entdeckung der Currywurst. Kiepenheuer & Witsch 1993, 224 Seiten, 29,80 Mark

Mutig, um nicht tollkühn zu sagen, was Uwe Timm und sein Verlag da wagen: Schreiben, bzw. verlegen etwas, das *Die Entdeckung der Currywurst* heißt und allen Ernstes nicht nur eine Novelle ist, sondern auch als solche bezeichnet wird. Geht man mit der Annahme zu weit, daß sich Currywurst-Fans nicht so für Novellen interessieren und Novellen-Leser kulinarisch über besagtes Lebensmittel hinaus sind? Und darf man wissen, auf wieviel Leser Timm & Co. hoffen können, wenn der Markt einer ist, dessen Top-seller von Grisham & Co. stammen? Ein Elend, so fragen zu müssen; ein Elend schon gar, weil Uwe Timms Geschichte eine gute Geschichte ist. Gut gesehen, geschmeckt, gehört - gut erdacht und gut geschrieben. Es geht um so beträchtliche Gegenstände wie Liebe, Krieg, Furcht, Appetit, Hamburg, Lug & Lust und die Eßbarkeit von Kraut und Rüben sowie der Currywurst. Da der Autor keine Bange hat und seine Arbeit Novelle nennt, traut sich auch der Kritiker und spricht von Realismus. Was vor allem heißt, daß sich Uwe Timm eine Menge Leben durch den Kopf hat gehen lassen, ehe er ans Schreiben ging. Was aber zugleich noch einmal nach den Chancen des Buches fragen läßt. Solcher Bücher. Der Bücher gar. Tatsächlich ist mir gerade bei dieser Lektüre mulmig geworden. Denn wie soll Meister Timms kunstvoll erzählte Wohnküche ankommen gegen MiSter Grishams kunstlos gemeldete Geldwaschküche? Was vermögen T.s Charaktere gegen G.s Abziehbilder? Was gilt, unterm Gesichtspunkt von Literatur und deren Verkäuflichkeit, Fahnenflucht gegen Flucht vor der Mafia, was Krieg gegen Bandenkrieg und was schon die SS gegen das FBI? Zwar ist die Alternative: Timms oder Grishams nicht neu, doch hat auch sie - wie das nur kommen mag - letzthin sehr an Grimmigkeit gewonnen.

Literatur-Konkret 1993, S. 42

Christel Dormagen

Heilige zum An- und Abgewöhnen

Rezensionen

Zwei heilige Frauen im Angebot, eine Karriereheilige und eine Leidensheilige. Die eine höchst lebendig, die andere sehr tot. Geschmeidig die eine, nervig die andere. Die eine angeblich die mächtigste Ehefrau der Erde, die andere aus eigener Kraft die unermüdlichste Streiterin gegen alles Elend der Erde. Klar, daß die Biographien über die eine nur so sprießen, kaum daß sie auf dem demokratischen Gattinnen-Königsthron sitzt. Die andere dagegen war, anders als in der restlichen Welt, bei uns fast schon ein bißchen vergessen - Prophetin im eigenen Land. Erst ihr Tod hat noch einmal alle Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Auf diese Friedensfrau mit ihrer ständigen Generalsbegleitung.

Hillary Clinton und Petra Kelly. Zwei Frauen in mittlerweile schon klassischen Masken des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Beide sind ständig bemüht, ein heikles Gleichgewicht zu halten. Die eine, autark, tüchtig, erfolgreich, macht sich mittlerweile öffentlich klein, um den Schein der Frau-an-seiner-Seite zu wahren. Die andere wahrte umgekehrt öffentlich ganz den Schein der autarken, unerschrockenen Kämpferin und wurde privat immer unfähiger, ohne den Mann-an-ihrer-Seite auch nur noch einen Schritt zu tun.

Zwei Bücher über die amerikanische Präsidentengattin und eines über die »tödliche Liebe« zwischen Petra Kelly und Gert Bastian. Auf die ersten beiden konnte man warten und kann sie genau so gut wieder vergessen. Das dritte möchten viele am liebsten wieder vergessen, denn es ist ein ungemütliches Buch. Eines, das im Gegensatz zu den Hillary-Biographien ganz gewiß nur von einer Frau geschrieben werden konnte. Und nicht von irgendeiner.

Alice Schwarzer: Eine tödliche Liebe. Petra Kelly und Gert Bastian. Kiepenheuer & Witsch 1993, 178 Seiten, 26 Mark

»Der Auslöser für dieses Buch«, schreibt Allee Schwarzer im Nachwort, »war für mich nicht der Tod, es waren die Reaktionen auf den Tod.« Da ist von »Doppelselbstmord« die Rede, und es gibt eine gemeinsame Toten-Heldengedenkfeier für Opfer und Täter. Petra Kelly »ist durch einen Mann das Leben genommen worden, ohne daß dies als Unrecht empfunden wird. Wie ist das möglich? Weil die beiden eine Liebesbeziehung verband - was einem Mann in einer Männergesellschaft noch immer das Recht über Leben und Tod >seiner< Frau zu geben scheint.«

Von diesem schlichten und irrsinnigen Befund, der keinem auffällt, geht Schwarzer aus und versucht eine Rekonstruktion der Ereignisse, ein Bild der Menschen Kelly und Bastian und eine Analyse ihrer Beziehung. Sie schreibt kein personenparteiisches Buch, sondern eines, das mit Fug und Recht geschlechtsparteiisch ist. So gesteht sie, daß im Laufe ihrer Recherche Kelly ihr zunehmend befremdlich und Bastian immer verständlicher geworden ist.

Was nichts an ihrem Schlußurteil ändert: Da ist ein Mord geschehen, den alle in Ordnung finden: Ein unglücklicher Mann bringt seine Gefährtin um. Das Buch ist spannend und professionell geschrieben - gewiß wie auf einen »Spiegel«-Vorabdruck hin, doch ohne jeden Kompromiß. Daß Schwarzer dafür Prügel kriegen würde, war abzusehen, weil sie es keinem recht macht, den Grünen nicht, den Kelly-Freunden nicht und der Bastian-Familie schon gar nicht.

Mario R. Dederichs: Hillary Clinton und die Macht der Frauen. Knaur 1993, 336 Seiten, 12,90 Mark

Sonja Kochius: Hillary Clinton. Die mächtigste Frau der Weit. Lübbe 1993, 253 Seiten, 34 Mark

Für ein Hillary Clinton-Portät braucht es keine Feministinnen, das kann, wie gesagt, auch von einem Mann geschrieben werden. Von einem geläutert-progressiven z.B. oder aber von einer tüchtigen Journalistin, die selber schon eine flotte Karriere hinter sich hat. Nun sind VIP-Biographien aber nicht gerade meine Hauptlektüre, und eigentlich hatte ich viel Dürftigeres erwartet. Beide Bücher, sowohl das vom »Stern«-Journalisten Mario Dederichs als auch das von der freien Journalistin Sonja Kochius, sind überraschend ordentlich und brauchbar, wenn man sowas denn braucht. Die eine schreibt besser, der andere liefert mehr Fakten (dasselbe Material benutzen sie ohnehin). Keiner geht unter die Gürtellinie, und nette Fotos gibt's in beiden Büchern.

Und - wie ist sie nun, die Superfrau? Alle Frauen, die auf irgendeine Weise herausragen, müssen immer noch mit ihrer Stellvertreterinnenfunktion kämpfen - eine Last, die sie sich nicht ausgesucht haben: Sie sollen dann immer ganz richtig *sein* und alles richtig *machen.* Haben sie einen Mann, wird der ihnen vorgeworfen. Entweder weil sie nur durch ihn

mächtig oder ganz von ihm abhängig sind oder, wenn er weiter nicht auffällt, weil sie ihn unterdrücken. Haben sie keinen, gelten sie als Lesben, was ganz schlimm ist, und als Machtweiber, brutaler als die Männer. Wir kennen das.

Hillary Clinton ist nun so etwas wie eine Neue Frau ad usum Delphini. Für aufgeschlossene Männer gewissermaßen eine stachelfreie Feminismus-Ausgabe zur allmählichen Gewöhnung: stark, klug, schön, reich, aber immer haarscharf an der Grenze des Verkraftbaren für Männer *und* Frauen. Denn - siehe oben - Feministinnen mögen wir nicht, hier nicht und dort drüben nicht. Doch da wacht nicht nur dir stromlinienförmige Hillary selbst darüber, sondern auch ihr Image-Design-Büro. Und so kann man den Büchern auch nicht ihre mangelnde Tiefe vorwerfen. Denn daß auf solche Posten nur kollektiv produzierte Homunculi gelangen, scheint mir ausgemacht. Mehr ist dazu nicht zu sagen. Zwei nette Geschenke für Damen und Herren, die finden, ein paar tolle Frauen sollte es schon geben - als berühmte Ausnahmen eben.

Auch die beiden Autor/innen geben sich wohlwollend-distanziert und betonen: Eine Feministin ist Hillary Gott sei Dank nicht. Und so bleibt denn auch die heikelste Frage ungelöst, die nämlich nach der Verteilung der Macht zwischen den Geschlechtern. Niemand wollte etwas über die Todesumstände von Kelly-Bastlan wissen, weil das ans Tabu der strukturellen Gewalt in Beziehungen gerührt hätte, und man möchte sich sein handhabbares Kassandrapaar des Atomzeitalters erhalten, das ohne Ansehen der Person für uns alle kämpfte. Und Hillary Clinton - warum versetzt sie die US-Bevölkerung in derart ängstliche Erregung? An jeder anderen Stelle wäre sie eine der vielen starken, erfolgreichen und auch engagierten Frauen, die es ja mittlerweile doch gibt. Nur da ganz oben, auf ihrem First Lady-Eheposten, fällt das leider auf. Und das darf immer noch nicht sein, sonst schlägt das Imperium zurück.

Literatur-Konkret 1993, S. 43

Christian Schmidt

Phantom Engholm

Rezension

Rainer Burchardt/ Werner Knobbe: Björn Engholm. Geschichte einer gescheiterten Hoffnung. Deutsche Verlagsanstalt 1993, 381 Seiten, 38 Mark

Schlechte Biographien verraten oft mehr über einen Menschen als gute. Denn während die guten eher über eine Idee Auskunft geben, die der Biograph von dem Biographierten hat, spricht in den schlechten das Material, das der Autor zusammengetragen hat und selbst kaum kontrolliert, immer wieder direkt zu uns - gegen die eigentliche Absieht seines Sammlers.

Die Engholm-Biographie von Rainer Burchardt und Werner Knobbe ist ganz zweifellos eine schlechte. Da man offensichtlich ungern eigene Urteile über den Porträtierten fällt, zitiert man über weite Strecken aus bereits Erschienenem. Dies geschieht eigentlich nie in kritischer Absicht, sondern eher in wiederkäuender und affirmativer. Seht her, so hat's schwarz auf weiß in der Zeitung gestanden! Das muß ja wohl so stimmen.

Wagen sich die Autoren an eigene Beschreibungen und Einschätzungen, geht es hoch her. Der ehemalige bayerische Kultusminister Maler ist ein »hochkluger«, Josef Ertl ein »hochanständiger Mann« und Antje Huber eine von Ex-Kanzler Schmidt »hochgeschätzte Familienministerin«. Unübertroffen aber sind die Kapitel, in denen Burchardt und Knobbe sozialdemokratische Stimmungsbilder malen: Man trifft sich »in der gemütlichen Bauernkate Gansels«, die Ehefrau ist »eifrig um das Wohlbefinden der Gäste bemüht«, Günter Grass »soll an seinem Jubeltag gehuldigt werden«, und »Engholm brütet düster vor sich her«.

Das scheint, wenn man dem Buch glauben darf, überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen des ehemaligen Spitzensozis gewesen zu sein, manchmal sogar bei »brütender Hitze«. Ansonsten tut der private Engholm nicht viel, oder vielmehr sehr oft immer wieder das gleiche. Den ganzen 381seitigen Schinken hindurch sammelt er abstrakte Kunst, »schlendert betont lässig mit Günter Grass dessen Bildergalerie ab«, parliert man über Kunst, bastelt er Collagen, »hängt sich lieber ein paar gute Bilder an die Wand«, erreicht »die erstaunte Öffentlichkeit die Kunde vom Materialbild des Müllkünstlers H.A. Schuldt«, das in seinem Ministerbüro hängt, sorgt er für die »Kommunikation mit Trägern des Kunst- und Kulturlebens«, »veranstaltet Künstlerfeten«, erfindet »mit seinem Schriftstellerfreund Grass« die »Gesprächs- und Streitkultur«, propagiert Begegnungen mit »Künstlern und Außenseitern«, fordert die Beteiligung von »Querdenkern und Künstlern an der res publica«, kommen Gäste aus der »Künstler- und Kabarett-Szene«, geht er »zu einer Ausstellung, in ein Museum, eine Galerie« und ist »seit jungen Jahren Kunstliebhaber und hat seitdem eine stattliche Galerie vorwiegend abstrakter Bilder«. Sonst raucht er ungefähr auf genauso vielen Seiten Pfeife, trinkt und schätzt Gläser oder Flaschen »vom guten Weißen« und hört Jazz, Jazz, Jazz, Mozart und Rockmusik (»Queen und Chicago«).

So oft und ohne Kontrolle darüber, wie oft sie sich wiederholen, betonen die beiden Autoren Engholms Hang zum Diffus-Künstlerischen, daß sich unwillkürlich der Eindruck aufdrängt, daß der Mann eigentlich damit garnichts am Hut hat, sondern vielmehr diese ganze Passion nur vor sich selbst und der Öffentlichkeit simuliert, um überhaupt irgendeine Eigenschaft vorweisen zu können. Dazu paßt seine Einschätzung, abstrakte Kunst diene dazu, »die Wahrnehmung breiter zu machen«. In der Regel langen hierfür ein paar Flaschen Bier. Dieser Eigenschaftslosigkeit im Privaten entspricht die politische. »Die Grundaufgabe«, sagt der Sozi Engholm im Buch, sei, »den Fortschritt zu organisieren, den Aufbruch, das Neue, das Moderne zu schaffen«. Und da dies alles und damit nichts bedeutet, landet er schließlich ohne Probleme bei dem Satz, mit dem er - Noske läßt grüßen - die »Petersburger Beschlüsse« zur Asylpolitik begründet: »Einer muß die Reißleine ziehen.«

Das Gute an diesem in jeder Beziehung schlechten Buch ist daher, daß es uns bei aufmerksamer Lektüre den Proto-Sozi Björn Engholm als das zeigt, was er ist: ein Phantom ohne Konturen, ein Fädchen im Wind, ein veritables Nichts.

Literatur-Konkret 1993, S. 44

Boris Gröndahl

Fahrradtour

Rezensionen

Gero von Randow (Hg.): Mein paranormales Fahrrad. Rowohlt 1993, 230 Seiten, 12,90 Mark

Erinnern Sie sich noch an die »Iß Popcorn / Trink Cola«-Studie? Ein Bericht über die umsatzsteigernde Wirkung entsprechender Aufforderungen, die wenige Millisekunden lang in Kinofilme eingeblendet worden seien, so kurz, daß sie nicht bewußt wahrgenommen werden könnten, stieß Ende der fünfziger Jahre eine der ungezählten »Was darf die Werbung«-Diskussionen an. Und mehr noch: Die Vorstellung, die Ansichten der Bevölkerung auch über wichtigere Themen als die bevorzugte Getränkemarke könnten von Medienmachern hinterhältig manipuliert werden: war sie nicht durch den Erfolg der »subliminalen Werbung« in gespenstiger Weise belegt worden?

Tatsächlich ist die Auseinandersetzung um die Studie Ergebnis einer großangelegten Manipulation - freilich keiner »subliminalen«. Fünf Jahre nach dem angeblichen »Iß Popcorn / Trink Cola«-Experiment gestand sein Erfinder, James Vicary, es habe niemals stattgefunden, sondern sei ein PR-Gag gewesen, der sein Marketing-Unternehmen ins Gespräch bringen sollte. Kein Kontrollexperiment der US-Rundfunkbehörde konnte die behaupteten Ergebnisse wiederholen; die aufgeregte Stimmung bewog die Regierung dennoch zum Verbot »subliminaler Werbung«.

Gero von Randow hat in *Mein paranormales Fahrrad* Texte aus dem »Skeptical Inquirer« zusammengestellt, einer US-Zeitschrift, die sich der wissenschaftlichen Untersuchung solcher »paranormaler« Behauptungen widmet. Der Band bietet vergnügliche Entlarvungen und handfeste Wissenschaft - und hinterläßt doch ein etwas unbefriedigtes Gefühl. Dem gegen Hokuspokus immunen Leser - andere wird er ohnehin nicht beeindrucken - verhilft er zwar zur Präzisierung seines Wissens über die Agitationstechniken der Paranormalos. Der Frage jedoch, warum sowas geglaubt wird, gehen die Autoren zumeist nicht nach, und wenn sie es doch tun, verweisen sie etwas hilflos auf die große Bildhaftigkeit der Parawissenschaften oder gar darauf, daß ihre Protagonisten ja eigentlich hehre Ziele hätten (Rettung der Erde vor Umweltzerstörung etc.). Den Glauben an Ufos, Wiedergeburt, Kornkreise und Gaia als die Designerdroge des Volkes zu analysieren, steht noch aus.

Stephen W. Hawking: Einsteins Traum. Expeditionen an die Gren□ en der Raum□tei. Aus dem Englischen von Hainer Kober. Rowohlt 1993, 192 Seiten, 36 Mark

»Ich wurde am 8. Januar 1942 geboren, genau dreihundert Jahre nach Galileis Tod« - mit diesem Satz beginnt der erste der dreizehn in *Einsteins Traum* gesammelten Artikel des Physikers Stephen Hawking, dessen Forschungen über Schwarze Löcher und den Urknall zuweilen eine ähnliche Brisanz für die katholische Kirche zugeschrieben wird, wie seinerzeit denen Galileo Galileis. Freilich entzaubert er diesen Satz sogleich »Skeptical Inquirer«-reif: »Ich schätze, daß noch ungefähr zweihunderttausend andere Kinder an diesem Tag geboren worden sind. Ob sich eines von ihnen später für Astronomie interessierte, weiß ich nicht.«

Hawkings Thema ist die Geschichte des Weltalls, eine Geschichte, für die es ein empirisch ausgezeichnet belegtes Modell gibt, das bloß zwei, allerdings entscheidende weiße Flecken hat: die erste Sekunde nach dem Urknall, in dem in gewissem Sinne die Zeit beginnt, und die schwarzen Löcher, in denen in gewissem Sinne die Zeit endet. Über diese Singularitäten kann man mit dem herkömmlichen Handwerkszeug nicht mehr sagen, als daß in ihnen alle Naturgesetze ihre Geltung verlieren. Erst durch die Vereinigung von Quantentheorie - der Physik des ganz Kleinen - und Allgemeiner Relativitätstheorie - der Physik des ganz Großen - könnten diese Singularitäten beseitigt werden.

Hawking, dessen populärwissenschaftliche Schriften zu den wenigen dieser Fachrichtung gehören, in denen kein einziges Mal das Wort »Zen-Buddhismus« fällt (in *Einsteins Traum* kommt es dann doch einmal, als Zitat), stellt sich, ganz seinem Vorgänger verpflichtet, stets die Frage, welche Konsequenzen seine Forschungsergebnisse auf die mögliche Rolle Gottes als Schöpfer haben. Auch in diesem Buch geht es also darum, was die Naturwissenschaft gegen Aberglauben tun kann. Noch Isaac Newton begriff die von ihm gefundenen Gesetze als Lösung einer von Gott gestellten Aufgabe, als Teil der Entzifferung von Gottes Kunstwerk »Universum«. Trifft Hawkings »Keine-Grenzen-These« zu, die besagt, daß Raum und Zeit endlich, aber unbegrenzt sind (so, wie Oberfläche der Erde endlich, aber unbegrenzt ist), dann lautet die Antwort auf Einsteins berühmte Frage: »Wieviel Entscheidungsfreiheit hatte Gott bei der Erschaffung des Universums?«: Überhaupt keine. Und mehr kann die Naturwissenschaft gegen Gott nicht tun.

All das kann man allerdings viel genauer in Hawkings Bestseller *Eine kur□ e Geschichte der Zeit* nachlesen, und wer sich für die Person Stephen Hawking interessiert, schaut besser in Kitty Fergusons Biographie. *Einsteins Traum* ist ein völlig

überflüssiges Buch, und der deutsche Verlag verrät folgerichtig durch die Wahl eines Untertitels, der der zentralen These des Autors Hohn spricht, daß es hier eh bloß um Merchandising geht.

Literatur-Konkret 1993, S. 45

Ernst Köhler

Schema F

Rezension

Gerhard Armanski: Maschinen des Terrors. Die Lager (KZ und GULAG) in der Moderne. Westfälisches Dampfboot 1993, 207 Seiten, 44 Mark

1 .

Es mag befremden - es handelt sich schließlich um eine wissenschaftliche Arbeit -, aber zuerst und vor allem muß hier von Sprache die Rede sein. Das Buch präsentiert sich als ein Essay von angestrengter, überanstrengter Eloquenz. Der Autor will es wissen. Er bietet auf, was er in seinem Arsenal der Wörter und Bilder hat. Nur der Abschnitt über die sowjetischen Lager ist eher zurückhaltend und sachlich formuliert, aber er ist auch der gedanklich klarste. Dem Buch fehlt die These. Wenn es eine These hätte, könnte es kühler, gelassener, vorsichtiger sein in der Wahl seiner Ausdrucksmittel. So stürmt es mit hoffnungslosem Elan gegen seine Gedankenarmut an.

Erste Kostprobe: »Aus der Geschichte dieses Jahrhunderts heben sich die Konturen des Lagers als neue Form umfassenden Zwangs ab - so verbreitet, daß Zeit und Ort seiner Existenz fast imaginär werden, Horrormärchen der Moderne. Sein planmäßiger Terror signiert unsere Zeit... Es ist der Antipode der Zivilisation, ihr Schandmal und ihre Wunde.« Noch nicht einmal die Grammatik stimmt hier: gemeint ist natürlich der »Antipode« der historischen Errungenschaften innerhalb unserer Zivilisation.

Zweite Kostprobe: »Die >Liste< ist das Scharnier zwischen der Welt draußen und drinnen und distributives Instrument der Innenausstattung der Macht. Auf sie oder von ihr wurde per Meldung reagiert. Ihre Objekte waren gekennzeichnet von Armut und Hunger und Lumpen. In Essen, Macht, Zustand und Aussichten lebten sie extrem inegalitär. Egal (im Doppelsinn) war (bzw. wurde) der großen Mehrheit bloß das Elend. An ihrer Sorte herrschte Überfluß, man gab sich bestenfalls keine besondere Mühe mit ihnen und trachtete ihnen schlimmstenfalls sofort und beständig nach dem Leben. Die Häftlinge mußten ihr Dasein, sofern es nicht der Allfälligkeit von Schlag, Schuß und Siechtum erlag, auf ein minimum humanum zurückschrauben ... « Lassen wir die Geschmacklosigkeit der Alliteration beiseite, auch die des sarkastisch gemeinten understatements. Die Passage ist durchaus typisch: Der Verfasser scheint keinen Sinn für die Fragwürdigkeit derartiger Verallgemeinerungen zu haben. »Extrem inegalitär« leben etwa auch die Bewohner der Slums um lateinamerikanische Großstädte. An vielen Stellen, in denen der Autor sich in der Kunst der Paraphrase übt, ließe sich ohne weiteres auch die Misere der Arbeitslosigkeit supponieren. Oder die Erfahrung von Soldaten: »Der Gefangene wird gegen seinen Willen abtransportiert an einen Ort, dessen Lage und Beschaffenheit ihm fremd und nicht von ihm gewählt sind.«

2.

»Wir schulden ihnen >nicht ein pauschales Wehgeschrei, sondern ein genaues Wissen um die Ursachen und Umstände ihres Todes<.« Gerhard Armanski versucht, diesem Anspruch über eine Kombination von Verfahren gerecht zu werden: Studium der (in deutscher, französischer und englischer Sprache vorliegenden) Berichte und Untersuchungen über den Alltag in den nationalsozialistischen Lagern; im wesentlichen an der Psychoanalyse orientierte Deutung der Phänomene von Gewalt und Unterwerfung in den deutschen Lagern; Plazierung der nationalsozialistischen und stalinistischen Lager in den Kontext einer autoritär bzw. despotisch durchgesetzten Industrialisierung; schließlich Wahrnehmung der Lager des 20. Jahrhunderts als eine Art »Fenster« (Zygmunt Baumann), durch das ein Blick auf »die Moderne« überhaupt möglich wird.

Das scheint plausibel, wer hätte schon etwas gegen Vielschichtigkeit? Die Frage ist nur, was ich auf den diversen Ebenen der Untersuchung dann tatsächlich vorfinde. Was fange ich etwa mit der Figur des SS-Mannes an, der sich geradezu panisch vor seinem Opfer fürchtet? Gerhard Armanski greift auch das Bild verfügbarer, überangepaßter Normalität oder Durchschnittlichkeit auf, wie es in der Geschichtswissenschaft die Hypothese spezieller psychischer Deformationen allmählich verdrängt hat. Aber jener wissenschaftsgeschichtlich ältere Typus des Täters, der in seinem Opfer etwas von sich selbst wittert und zerstören will, beherrscht doch die zentralen Abschnitte des Buches. »Daß aber die ausgehungerten und kranken Häftlinge von den Aufsehern tatsächlich als Feinde wahrgenommen wurden, ist schwerlich zu glauben. Die Gewalt, die sie selbst ausübten, bewies ihnen Tag für Tag das Gegenteil. Kein Exzeß, kein Massaker hatte irgendetwas gemein mit einem Kampf ... «, so schreibt Wolfgang Sofsky in *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager* (Frankfurt a.M. 1993). Gerhard Armanski hat dieses Werk noch zur Kenntnis nehmen können, er zitiert es jedenfalls gelegentlich. Wieso setzt er sich nicht inhaltlich mit ihm auseinander? Genügt die grenzenlose Macht der KZ-Aufseher nicht zur Erklärung ihrer Gewalttätigkeit? Steckt hinter der Suche nach kranken oder perversen Zügen in der Person des Täters nicht vielleicht noch die optimistische Anthropologie der Aufklärung? Und individualisiert die Psychoanalyse nicht

zudem ihren Gegenstand - wenn auch nach Schema F? Warum kommt der Verfasser nicht auf den - freilich erschreckenden - Gedanken, daß ein Mensch alles, aber auch alles tun könnte, bloß weil die anderen es tun oder von ihm erwarten?

Ähnlich konventionell fallen auch die Bemühungen um die weiteren Zusammenhänge aus, in denen die Konzentrationslager eingebettet sein könnten. Was dabei nämlich herauskommt, ist wieder einmal der sattsam bekannte deutsche Sonderweg ä la Bielefelder Schule. Als ob das Paradigma von der spezifisch deutschen Spannung zwischen industriekapitalistischer Dynamik einerseits und politisch-institutioneller Verkrustung andererseits inzwischen nicht bis in seine Grundlagen hinein umstritten wäre - man denke nur an die Beiträge von Geoff Eley (die Gerhard Armanski übrigens auch wieder in seiner Literaturliste hat). Aber ganz abgesehen von der Zweifelhaftigkeit eines Geschichtsbildes, das so etwas wie eine prästabilisierte Harmonie von ökonomischer Modernität und politischer Demokratie unterstellt, - jene von H. U. Wehler und vielen anderen starkgemachte Kontinuität in der modernen deutschen Geschichte ist geeignet, die besondere und schwer begreifliche Alltagsrealität der Konzentrations- und Vernichtungslager einzuebnen. Was hat der entfesselte, triumphierende Gewalttäter und Mörder in diesen Lagern mit jenem deutschen »Untertan« zu tun, wie er nach wie vor durch die fortschrittlichen Diskurse geistert? Gerhard Armanski scheint tatsächlich anzunehmen, man brauche nur die steinalte Knechtsseele des deutschen Kleinbürgers psychoanalytisch und sozialisationstheoretisch auf den Begriff zu bringen, und schon habe man begriffen.

3.

Man würde sich von einer Zwischenbilanz der bisherigen Auseinandersetzung mit den Konzentrationslagern und ihrer Geschichte eine kritische Sichtung der vorgebrachten Standpunkte erwarten. Das wäre schon sehr viel, jeder weiß doch, daß die Herleitung dieser Lager aus der Geschichte des deutschen Staates und der deutschen Gesellschaft (und schon gar aus der »Dialektik der Aufklärung«) eine ungelöste, vielleicht überhaupt nicht lösbare Aufgabe ist. Wolfgang Sofsky hat in seinem letzten Buch sogar ganz darauf verzichtet, sie anzugehen. Was soll also dieses Hantieren mit den Versatzstücken linker Theoriebildung? Von welchem Nutzen ist diese großspurig vorgetragene, überfliegende Gesamtschau?

Selbst die kleinere oder engere Frage nach der Funktion dieser Lager im Herrschaftssystem des Nationalsozialismus verschließt sich einem draufgängerischen Zugriff dieser Art. Vielleicht hat sich Armanski durch den vergleichenden Blick auf die stalinistischen Arbeitslager und ihre anscheinend reale und sogar gewichtige Leistung im Rahmen des Projekts nachholender Modernisierung selbst unter Erklärungsdruck gesetzt. Aber die Parallele zwischen den sowjetischen Lagern, in denen die stalinistische »Entwicklungsdiktatur« ihre brutalste, aber strukturell adäquate oder systemkonforme Ausprägung hervorgebracht hat, und den deutschen Ausrottungslagern bleibt nebulös. Die deutsche Gesellschaft war doch gar nicht in vergleichbarer Weise »lagerisiert« (G. Armanski). Die überwältigende Mehrheit der Deutschen war in der Lage, die Lager zu ignorieren und sich neben ihnen häuslich einzurichten. Das NS-Regime hatte ein doppeltes Fundament: Es beruhte auf der Verfolgung und Vernichtung der einen und auf der Schonung, Berücksichtigung, Bestechung der anderen. Der Vernichtung durch Arbeit sind die sozialpolitischen Konzessionen an die deutschen Facharbeiter gegenüberzustellen. jenseits aller Ideologie mag darin die in Deutschland massenhaft verbreitete Bereitschaft gründen, die Opfer der Unterdrückung für schuldig zu erklären. Anders, so die vielleicht beste Beobachtung des ganzen Buches, in der Sowjetunion: Hier gelten die Häftlinge der breiten Masse des Volkes einfach als Unglückliche.